

A low-angle, close-up photograph of a person's legs and feet as they step over a concrete threshold. The person is wearing dark trousers and black lace-up shoes. The background is a bright, sunlit green field, visible through the opening of a doorway or gate. The lighting creates strong shadows on the ground.

Mehr als gerecht

Michael Kapeller
Klaus Einspieler

**Die Schwelle
der Barmherzigkeit
überschreiten**

Michael Kapeller
Klaus Einspieler

Mehr als gerecht

Die Schwelle der Barmherzigkeit überschreiten



Katholische Kirche Kärnten
KATOLIŠKA CERKEV KOROŠKA

**Caritas
&Du**

IMPRESSUM

- Autoren: Michael Kapeller (Kapitel I, II, V und VII)
Klaus Einspieler (Kapitel III, IV, VI und VII)
- Bilder: Georg Haab | Caritas Kärnten (S. 47, 65, 101, 119) |
Diözese Gurk – Stift Gurk: Fotograf Peda, Passau (S. 63, 104)
- Herausgeber: Bischöfliches Seelsorgeamt der Diözese Gurk
- Herstellung: Druck- & Kopiezentrum des Bischöflichen Seelsorgeamts
der Diözese Gurk, 9020 Klagenfurt a. W.
- Rechte: 2015, 9020 Klagenfurt
bei den Autoren
- Bestellungen: Behelfsdienst der Diözese Gurk, Tarviser Straße 30,
9020 Klagenfurt a. W., Tel.: 0463/5877-2135,
E-Mail: behelfsdienst@kath-kirche-kaernten.at
- Hinweis: Auf der Homepage der Diözese Gurk finden Sie
Impulse für die Arbeit mit diesem Buch: Anregungen
für das Gespräch in der Gruppe, einen Predigtzyklus
und Fragen für die persönliche Betrachtung.
www.kath-kirche-kaernten.at/barmherzigkeit

Ein Viertel des Verkaufspreises dieses Buches wird der
Caritas Kärnten als Spende zur Verfügung gestellt.

Inhaltsverzeichnis

08 Vorwort (Diözesanbischof Dr. Alois Schwarz)

10 Hand-Reichung

I. Der Anstoß

15 Aufbruch in eine menschlichere Welt (Michael Kapeller)

27 Ein Anstoß zur Barmherzigkeit

29 Gelebte Barmherzigkeit hat ein offenes Ohr (Margit)

II. Der Weg

33 Auf der Suche nach Wegweisern
und Orientierungspunkten (Michael Kapeller)

45 Der Weg der Barmherzigkeit

47 Gelebte Barmherzigkeit sieht die Welt
mit den Augen eines Kindes (Helga Weratschnig)

III. Der Bettler

51 Die Bitte, ein Ärgernis (Klaus Einspieler)

63 Barmherzigkeit erbitten, Wohlwollen verschenken

65 Gelebte Barmherzigkeit mit jenen, die bitten
(Melanie Prohart)

IV. Die Tür

- 69 Anklopfen und öffnen (Klaus Einspieler)
- 81 Offen sein, ein Kennzeichen der Christen
- 83 Gelebte Barmherzigkeit ist Offenheit für jene,
die anklopfen (Josef Monay)

V. Die Schwelle

- 87 Die Licht- und Schattenseiten des Lebens
(Michael Kapeller)
- 99 Die Schwelle der Barmherzigkeit
- 101 Gelebte Barmherzigkeit bedeutet,
einfach für den Nächsten da zu sein (Katharina Schmidt)

VI. Im Heiligtum

- 105 Annahme und Verwandlung (Klaus Einspieler)
- 117 Annahme schenkt Leben
- 119 Gelebte Barmherzigkeit lässt Heiligtümer erstehen
(Alexandra Blattnig)

VII. Aufbruch in den Alltag

- 123 Auf dem Rückweg sieht alles anders aus
(Michael Kapeller und Klaus Einspieler im Gespräch)
- 135 Wege der Barmherzigkeit finden
- 137 Gelebte Barmherzigkeit richtet auf
und stärkt den Selbstwert (Irmengard Kapeller-Salcher)

Vorwort

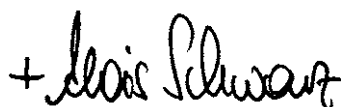


In seiner Ankündigung des außerordentlichen Jubiläums der Barmherzigkeit „*Misericordiae vultus*“ bezieht sich Papst Franziskus unter anderem auf folgenden Ausspruch von Beda Venerabilis: „Aus Barmherzigkeit erwählt.“ Mit diesen Worten hebt der angelsächsische Benediktinermönch das Besondere der Berufung des Matthäus durch Jesus hervor (Mt 9,9-13). Denn als Jesus am Zöllner Matthäus vorbeikommt, blickt er nicht zuerst auf seine Verfehlungen und Sünden, sondern auf das Gute, das in ihm steckt und ruft ihn, ihm zu folgen. Es gab wohl viele Menschen, die sich diesen Ruf Jesu eher verdient hätten. Dennoch richtet ihn Jesus an Matthäus. Auf dem Hintergrund des Protestes der Pharisäer erläutert Jesus seine Wahl, indem er ein Wort des Propheten Hosea aufgreift: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer“ (Hos 6,6). Damit macht Jesus deutlich, dass man sich den Ruf in die Nachfolge nicht verdienen kann – er erfolgt immer aus Barmherzigkeit. Jesus sieht im Zöllner Matthäus zudem bereits das Potenzial des Jüngers, der sich seinen Mitmenschen zuwendet und sich ihnen gegenüber als barmherzig erweist. Dieses Geschehen hat Papst Franziskus so sehr bewegt, dass er den Gedanken von Beda Venerabilis zu seinem Leitwort als Bischof und Papst gewählt hat und nun auch der Weltkirche als ein Leitwort für dieses Heilige Jahr mitgibt.

„Aus Barmherzigkeit erwählt.“ Dieses Wort richtet Jesus nicht nur an Matthäus. Im Heiligen Jahr und darüber hinaus gilt diese Zusage auch für uns alle. Denn die Erwählung als König, Priester und Prophet, die uns in der Taufe zugesagt wurde, ist, wie Papst Franziskus hervorhebt, eine Quelle, die nie versiegt.

„Aus Barmherzigkeit erwählt.“ Dieser Zuspruch wird für uns auch zu einem Anspruch. Er ermutigt und fordert uns heraus, aufzubrechen und die Pforte der Barmherzigkeit zu durchschreiten. Dabei handelt es sich, wie das vorliegende Buch deutlich macht, sowohl um einen geistlichen als auch um einen praktisch-diakonischen Weg.

So wünsche ich als Bischof, dass sich viele Menschen durch die Texte und Bilder dieses Buches berühren lassen und zu einer der Pforten der Barmherzigkeit aufbrechen, damit das eintritt, was sich Papst Franziskus für die gesamte Kirche, ja die ganze Welt, erhofft: „Alle, Glaubende und Fernstehende, mögen das Salböl der Barmherzigkeit erfahren, als Zeichen des Reiches Gottes, das schon unter uns gegenwärtig ist.“

A handwritten signature in black ink, reading "+ Alois Schwarz". The signature is written in a cursive, flowing style.

+ Alois Schwarz
Diözesanbischof

Hand-Reichung

Werte Leserin, geschätzter Leser, für gewöhnlich beginnt ein Buch mit einer Einführung. In diesem Fall laden wir, Michael Kapeller und Klaus Einspieler, Sie ein, sich von uns an der Hand nehmen zu lassen. Denn wir haben vor, einen besonderen Weg zu beschreiten. Sein Ziel ist die Pforte der Barmherzigkeit.

Was hat uns dazu bewogen? Am 8. Dezember 2015 hat Papst Franziskus in Rom ein Heiliges Jahr eröffnet. Sichtbares Zeichen solcher Jubeljahre ist die heilige Pforte, die in diesem Fall Pforte der Barmherzigkeit heißt. In Folge dessen gibt es auch in den Diözesen auf der ganzen Welt solche Pforten der Barmherzigkeit. Es hat sie – bildlich gesprochen – wohl immer gegeben und sie bleiben auch nach dem Jahr der Barmherzigkeit offen. Im Heiligen Jahr soll also etwas sichtbar werden, was immer gilt. So haben wir uns gefragt, was es heißt, sich auf den Weg zu einer dieser Pforten zu machen und das Heiligtum durch sie zu betreten. Wer durch sie wie durch eine beliebige Tür gedankenlos hineintappt, wird wohl nichts Wesentliches dabei erfahren. Es wäre aber auch naiv zu glauben, man müsste sich nur wie Goldmarie im berühmten Märchen von Frau Holle darunterstellen und würde mit einem Goldregen überschüttet, gleichsam als Belohnung für ein rechtschaffenes Unterfangen.

Viele Menschen werden sich im Heiligen Jahr auf den Weg dorthin begeben. Jeder mag dafür seine eigenen Gründe haben und ist durch etwas oder jemanden dazu angestoßen worden. Man-

che wird der Weg nach Rom führen, andere werden die Kathedrale ihrer Diözese aufsuchen oder eine Pilgerstätte wie zum Beispiel den Dom zu Gurk in Kärnten. Er ist auf den Bildern dieses Buches zu sehen und steht stellvertretend für die vielen Heiligtümer, die in diesem Jahr eine Pforte der Barmherzigkeit geöffnet halten. Auf diesem Weg werden sie auf Stolpersteine stoßen. Manchmal in Form von Menschen, die Hilfe brauchen und uns von unseren eigentlichen Zielen und Plänen ablenken. Schließlich werden sie an der Pforte stehen. Die Tür wird sich öffnen und sie überschreiten die Schwelle, um im Heiligtum der Barmherzigkeit Gottes zu begegnen – im stillen Gebet, dem Sakrament der Versöhnung, der Feier der Eucharistie, der Gemeinschaft der Pilgerinnen und Pilger. Und dann führt der Weg wieder nach Hause. Was bleibt ist die Frage, wie die spirituellen Erfahrungen und Glücksmomente der Pilgerreise auch den Alltag befruchten können. Von diesem Geschehen sind wir ausgegangen, als wir begonnen haben, unsere Gedanken zu ordnen. Es liegt der inneren Logik dieses Buches zugrunde.

Wir sind aber auch der Überzeugung, dass dieser Pilgerweg noch eine weitere entscheidende Dimension in sich birgt. Er bildet unsere eigene Suche und Sehnsucht nach Barmherzigkeit ab. Je bewusster wir diesen Weg gehen, der in unser tiefstes Innerstes und damit auch zu Gott führt, desto fruchtbarer wird dann das leibliche Durchschreiten der Pforte der Barmherzigkeit. Auch dieser innere Weg bedarf eines Anstoßes. Für manche mag es die Fastenzeit sein, für andere der Wunsch nach Veränderung im Sinne der Umkehr oder die Ausschau nach Sinn und Leben.

Der Weg steht für die Suche nach einer Antwort, was Barmherzigkeit für mich konkret bedeuten kann. Unweigerlich wird man dabei auf Mitmenschen verwiesen – wir nehmen an, vor allem auf Zeitgenossen, die uns daran hindern, einem allzu romantischen Bild von Umkehr und Barmherzigkeit nachzulau-
fen. Meist scheitern wir nämlich an sehr konkreten Dingen und Menschen. Die Pforte mit der Tür wird zu einer Stätte der Begegnung mit Christus. Hier und an der Schwelle erscheint die Frage des Eintretens in völlig neuem Licht. Wie sehr hoffen wir, dass Sie dieser Weg zur Erfahrung der Barmherzigkeit führt, die sich dort zeigt, wo man einander annimmt. Möge diese Verwandlung dann auch Ihren Alltag prägen.

Sie können das Buch also als Vorbereitung auf eine Pilgerfahrt lesen. Sie können sich aber auch einen Zeitraum reservieren, in dem sie sich auf den Weg zu Ihrer persönlichen Pforte der Barmherzigkeit in Ihrem Inneren machen und das Buch als Anleitung zu einem geistlichen Weg verstehen. Sie werden beim Lesen merken, dass beide Ebenen ineinanderfließen und sich ergänzen.

Wer nach Barmherzigkeit sucht, darf den Mitmenschen nicht vergessen. Zum Empfangen gehört auch das Geben. Daher haben wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas gebeten, zu erzählen, wo sie Menschen in ihrem Beruf oder ihrer Freizeit zur Seite stehen und der Barmherzigkeit ein konkretes Gesicht geben. Es war uns wichtig, sowohl hinter der Not als auch der Hilfe ein menschliches Antlitz sichtbar zu machen. Zu oft werden wir in den Nachrichten mit Zahlen konfrontiert und über-

sehen dabei die Schicksale, die sich dahinter verbergen. Die hier genannten Beispiele sollen ansteckend sein und motivieren, ganz konkret Barmherzigkeit zu üben in den vielen Gelegenheiten, die sich im alltäglichen Leben eröffnen.

Nun noch ein Wort zum Stil unserer Schrift. Unser Anliegen war, die Botschaft der Barmherzigkeit in ihren vielen Facetten auszuleuchten und Bedeutsames zu diesem Thema zusammenzutragen. Dabei hat sich jedoch rasch gezeigt, dass man sich dem Thema nicht aus der Distanz des Beobachters nähern kann. So haben wir bewusst das Ich gewählt, um deutlich zu machen, wie groß die Herausforderung dieses Weges auch für uns selbst gewesen ist. Jeder von uns ist seinen Weg gegangen und hat seine ganz persönlichen Erfahrungen gemacht. Dies spiegelt sich in den einzelnen Kapiteln dieses Buches wider. So ist einmal das Ich von den Eindrücken von Michael Kapeller geprägt und in anderen Kapiteln wieder von Klaus Einspieler. Diese unterschiedlichen Zugänge öffnen – wie wir hoffen – einen Raum, in dem auch Sie mit Ihren Erfahrungen Platz finden und dadurch den Weg zur Pforte der Barmherzigkeit als Ihren ganz persönlichen Weg entdecken können. Im letzten Kapitel sind wir dann in den Dialog übergegangen. Dies entspricht unserer Erfahrung, dass man nur durch den anderen zur Barmherzigkeit geführt werden kann und spiegelt zugleich die Entstehungsgeschichte dieses Werkes wider. Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen und hoffen, dass es Ihnen gelingt, die innere Pforte der Barmherzigkeit zu öffnen.

Michael Kapeller

Klaus Einspieler

I. Der Anstoß



Aufbruch in eine menschlichere Welt

Michael Kapeller

Lange Zeit habe ich um das Thema Barmherzigkeit einen großen Bogen gemacht. Denn Barmherzigkeit dröhnte in meinen Ohren zuerst wie ein militärischer Appell: „Sei großzügig! Sei geduldig! Nimm dich der Armen und Schwachen an! Und: Wenn du all das gemacht hast, bilde dir nur nichts darauf ein, sondern sei dir dabei deiner eigenen Schwäche bewusst!“ Dieser Anspruch war für mich wenig attraktiv und das Wort blieb mir lange Zeit fremd. Zugleich ließ mich die Barmherzigkeit aber nie ganz los. So machte ich einen Bogen um das Thema, nicht weil ich es ablehnte, sondern um mich aus sicherer Distanz damit zu beschäftigen. Doch blieb es mir fern wie ein hoher Berg, den man zwar von unten betrachten, vermessen und beschreiben kann. Was diesen Berg ausmacht, erfasst man jedoch erst, wenn man auf seinem Gipfel steht. Dabei ahnte ich beim Thema Barmherzigkeit, um im Bild des Berges zu bleiben: Es lohnt sich, ihn zu besteigen. Die Erfahrung des Aufstiegs und die Aussicht, die sich dort bietet, öffnen einen neuen Horizont und die militärischen Appelle sind wohl nur ein verzerrtes Trugbild. So fasste ich immer wieder den Entschluss, diesen Gipfel in Angriff zu nehmen und meine Augen tasteten nach der geeigneten Route, auf der ich dorthin gelangen konnte. Doch der Einstieg in diesen Weg schien immer auf der anderen Seite des Berges zu liegen und ich scheute wohl auch die zu erwartende Anstrengung und die Veränderung meiner Sehgewohnheiten. So dräng-

ten sich immer wieder andere Fragestellungen zwischen die Barmherzigkeit und mich. Bis ich eines Tages so unerwartet und überraschend darauf gestoßen wurde, dass ich mich ihr nicht mehr entziehen konnte. Diesen Anstoß erhielt ich am Sonntag, den 17. März 2013. Die Wahl von José Mario Bergoglio zum Bischof von Rom hatte wenige Tage zuvor die ganze Welt und natürlich auch mich selbst in den Bann gezogen. Mit doch einiger Spannung wartete ich darauf, welchen zentralen theologischen Akzent dieser Papst aus Argentinien bei seiner ersten Ansprache beim Angelus-Gebet setzen würde. Seine Worte jedoch waren einfach und auf ein ausgefeiltes theologisches Programm schien er keinen größeren Wert zu legen. Vielmehr wies Papst Franziskus auf ein Buch von Kardinal Walter Kasper hin, das er selbst gerade gelesen hatte. Aus diesem Buch hob er einen Gedanken hervor, der ihn tief beeindruckt hatte. Er lautete: „Ein bisschen Barmherzigkeit verändert die Welt, macht sie weniger kühl und gerechter.“ Als ich diesen Satz in den Abendnachrichten hörte, merkte ich, wie sich meine militärischen Barmherzigkeits-Appelle in ihre Kaserne zurückzogen. Sie mussten einer gänzlich anderen Wahrnehmung Platz machen. Denn für Papst Franziskus ist Barmherzigkeit nicht zuerst eine drängende Aufforderung, die Welt zu verbessern, sondern wie ein Mantel, der die oft kalte Welt wärmer und das heißt wohl menschlicher macht.

Bestätigt fand ich diese Sichtweise in der Heiligen Schrift, und zwar in der Perikope vom barmherzigen Samariter. Lukas berichtet davon, wie ein Gesetzeslehrer Jesus mit der Frage, was er denn tun müsse, um das ewige Leben zu erlangen, auf die Pro-

be stellen möchte. Jesus aber lässt sich auf dieses akademische Spiel nicht ein, sondern fordert den Fragenden auf, die Antwort selbst aus dem Gesetz und das meint hier aus der Tora, den fünf Büchern des Mose vorzulesen. Dieser in der Schrift kundige Mann braucht nicht lange zu suchen, sondern er verbindet den zentralen Gedanken des „Höre, Israel!“ in Dtn 6,5 mit der Forderung nach Nächstenliebe in Lev 19,18: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken, und: Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst“ (Lk 10,27). Damit gibt sich der Gesetzeslehrer jedoch nicht zufrieden. Er wandelt sich von einem, der die theologische Kompetenz eines Wanderpredigers testen möchte, zu einem Schüler, der sich auf einen Lernprozess einlässt. So stellt er die Frage, die zum Ausgangspunkt für eine der bekanntesten Parabeln der Weltliteratur wird: „Und wer ist mein Nächster?“ (Lk 10,29). Jesus erzählt ihm von einem Mann, der von Jerusalem nach Jericho geht, von Räubern ausgeplündert, niedergeschlagen und halb tot liegen gelassen wird. Ein Priester und ein Levit, beide sind Repräsentanten des Kultes im Tempel, kommen an ihm vorbei, sehen ihn und gehen weiter. Erst ein Mann aus Samaria, ein Fremder, wendet sich dem Überfallenen zu, verbindet seine Wunden, transportiert ihn zur nächsten Herberge und sorgt sich um ihn. Seine Fürsorge reicht so weit, dass er dem Wirt noch zwei Denare für die Pflege des Mannes zurücklässt und zusagt, allfällige Mehrkosten auf seiner Rückreise zu begleichen. Am Ende seiner Erzählung angelangt greift Jesus die Frage, die der Gesetzeslehrer gestellt hat, wieder auf, aber mit einer entscheidenden Akzentsetzung: „Wer

von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde?“ (Lk 10,36). Plötzlich geht es nun nicht mehr um den Nächsten im Sinne eines Menschen, dem man sich von oben herab zuwendet und der darin leicht zum Objekt der Nächstenliebe wird. Im Zentrum steht bei Jesus der Mensch, der dem Verwundeten zum Nächsten wird. Darin erweist er sich als barmherzig, als einer, der sich im Innersten berühren lässt und entsprechend handelt.

In dieser Bibelstelle wurde für mich etwas von dem konkret, was für Papst Franziskus das Mehr an Wärme ist, das durch die Barmherzigkeit in die Welt kommt. Zugleich meldeten sich jedoch in mir wieder, recht verhalten, aber doch, Barmherzigkeits-Appelle: „Also geht es doch um ein gefordertes Tun der Nächstenliebe! Zwar aus einer Haltung der Beziehung, doch mit dem deutlichen Gefälle, dass ich in dem, der bedürftig ist, meinen Nächsten sehe und ihm Hilfe schulde.“ Dieser Gedanke ließ sich nicht abschütteln und damit türmte sich der Berg der Barmherzigkeit noch ein Stück höher vor mir auf. Bis ich eines Tages im Codex Rossanensis, einer prachtvoll ausgestatteten Evangelienhandschrift aus dem 6. Jahrhundert, auf eine außergewöhnliche Abbildung des „Barmherzigen Samariters“ stieß. Im Zentrum dieser Darstellung befindet sich der Überfallene. Er liegt nackt und verletzt am Boden. Doch ist er in seiner Not nicht allein. Zwei Gestalten neigen sich ihm zu. Eine ist in ein strahlend weißes Kleid gehüllt, mit Flügeln ausgestattet und dadurch unschwer als Engel auszumachen. In seinen Händen hält dieser Engel ein Tuch, das er der zweiten Gestalt reicht. Diese Person,

die sich tief zum Verwundeten hinunterbeugt, kann demnach nur der barmherzige Samariter sein. Jedoch nur auf den ersten Blick. Beim zweiten Hinsehen fällt auf, dass sie einen Heiligenschein trägt. Zudem sind die Gewänder nicht die eines Fremden, sondern eher die eines Herrschers. Für die Buchmaler, die diese Darstellung geschaffen haben, begegnet uns im Samariter kein Fremder, sondern Jesus Christus selbst. Damit ändert sich die Interpretation dieser Bibelstelle grundlegend. Wenn Christus der Samariter ist, steht nicht der Appell der Nächstenliebe im Vordergrund, sondern eine Wesenseigenschaft Gottes. In Jesus Christus erweist sich Gott dem Menschen als ein barmherziger Vater, der nicht an der Not der Menschen vorbeigeht, sondern sich davon anrühren lässt. Beinahe unwillkürlich änderte sich nun auch mein Zugang zu dieser Bibelstelle. Plötzlich orientierte ich mich nicht so sehr am Samariter, sondern identifizierte mich mit dem Überfallenen, der hilflos am Boden liegt. Dabei meldete sich jedoch nicht mein innerer Protest, dass ich mich dadurch in eine Haltung der Schwäche begeben. Vielmehr machte sich so etwas wie Erleichterung breit: Ich muss nicht immer stark sein und vorhandene Grenzen überspielen, sondern ich darf sie zulassen und dazu stehen. Diese Erleichterung verband sich mit einem Gefühl der Zuversicht und Geborgenheit: In der Erfahrung der Schwäche bin ich nicht alleine. Christus selbst und dieser göttliche Bote sind bei mir, verbinden meine Wunden, richten mich wieder auf und versorgen mich.

Die Überzeugung, dass uns in Jesus Christus die Barmherzigkeit Gottes begegnet, findet in Lk 6,36 eine Bestätigung. Dort

heißt es: „Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist!“ Dabei geht es nicht um eine Mahnung, sondern um eine theologische Begründung, warum wir allen Menschen, auch denen, die uns nicht wohlgesinnt sind, Gutes tun sollen. Der Grund ist darin zu suchen, dass Gott selbst barmherzig ist und das meint hier, dass er auch den Undankbaren und Bösen gegenüber gütig ist (siehe Lk 6,35). Damit setzt Lukas in seinem Evangelium einen deutlichen Akzent. Denn bei Matthäus findet sich dieser Vers als Mahnung zur Vollkommenheit (Mt 5,48). Wie sehr Barmherzigkeit in dieser Bibelstelle den Kern des Wesens Gottes berührt, wird jedoch erst deutlich, wenn diese Aussage auf dem Hintergrund von Lev 19,2 gedeutet wird: „Seid heilig, denn ich, der Herr, euer Gott, bin heilig.“ Diese Formulierung hatte Lukas wohl im Ohr, wenn er die Botschaft Jesu über die Feindesliebe mit dem Begriff Barmherzigkeit ins Wort bringt. Denn das Wort „heilig“ markiert im biblischen Sprachgebrauch einen für Gott und in weiterer Folge für den Kult abgesonderten Bereich und hebt hervor, dass Gott der Erhabene, der Mächtige ist. Dieser Heiligkeit Gottes, welcher der Mensch laut dem Buch Levitikus entsprechen soll, kommen wir nach Lukas dann nahe, wenn wir uns von der Barmherzigkeit Gottes beschenken lassen und an ihr Maß nehmen.

In dieser Akzentsetzung drückt sich nun aber kein Gegensatz zwischen dem Gottesbild des Alten und des Neuen Testaments aus. Ganz im Gegenteil, denn besonders im Alten Testament wird Gott immer wieder als einer erfahren, der sich seinem Volk gegenüber als barmherzig erweist. So auch in der sogenannten

Gnadenformel: „Jahwe ist ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig, reich an Huld und Treue“ (Ex 34,6). Was aber geht dieser zentralen Formel voraus? Das Volk Israel wird von Mose aus dem Sklavenhaus Ägypten zum Sinai geführt. Dort ruft Gott Mose auf den Berg und bietet einem Volk seinen Bund an, um es als sein Eigentum an sich zu binden. Am Sinai ereignet sich aber auch der große Bruch zwischen Gott und Volk. Als nämlich Mose vierzig Tage am Berg weilte und von Gott die beiden Tafeln der Bundesurkunde erhielt, bedrängten die Israeliten Aaron, ihnen Götter zu machen, die sie anbeten konnten. Dieses Abrücken des Volkes von Gott zeitigt Konsequenzen: Mose zerschlägt die Tafeln, bittet zugleich aber Gott, dem Volk zu verzeihen. Der Herr ruft Mose auf den Berg und lässt sich in einer Wolke auf den Berg herab. Er sagt Mose und damit dem Volk zu, dass er ein gnädiger Gott ist, langmütig und reich an Gnade. Damit tut Gott kund, dass sein Wesen Beziehung ist, und zwar auch dann, wenn der Mensch aufgrund seines Verhaltens einen Abbruch dieser Beziehung verdienen würde. Diese Worte werden kehrversartig immer wieder zitiert. Darin findet die Geschichte Gottes mit den Menschen eine Bestätigung – auch wenn zum Beispiel bei Jona Unmut mitschwingt, dass Gott nicht nach seiner Pfeife „tanzt“, sondern seinem barmherzigen Wesen treu bleibt (Jona 4,2).

Auf dem Hintergrund der Sinaiperikope mischte sich bei mir jedoch in die Faszination über die Größe Gottes, die sich gerade in seiner Güte und Geduld mit uns Menschen zeigt, eine gewisse Unruhe. Hebelt nicht die Rede von der Barmherzigkeit die

Gerechtigkeit aus? Oder noch radikaler gefragt: Ist ein geordnetes Zusammenleben möglich, ohne eine Verständigung darüber, was Recht und Unrecht ist? Führt das Beharren auf Barmherzigkeit nicht dazu, dass Fehler einfach zugedeckt werden und Opfer doppelt draufzahlen: Sie haben dann nicht nur das zugefügte Leid zu erdulden, sondern müssen auch noch mitansehen, wie über ihre Not der Mantel der Barmherzigkeit gelegt wird. Einen Hinweis fand ich in der Szene, die der Gnadenformel vorausgeht: Mose ist vom Sinai heruntergestiegen, hat das gottlose Treiben des Volkes gesehen und im Zorn die Gesetzestafeln zerschlagen. Ihm ist bewusst, jetzt geht es ums Ganze. Die begangene Sünde wiegt schwer und der vollzogene Bruch ist nach menschlichem Ermessen nicht mehr zu kitten. So ein Volk möchte er nicht anführen und in so einem Volk möchte er nicht leben. Deshalb bietet er dem Herrn an, dass er – wenn er dem Volk nicht verzeihen könne – auch ihn aus seinem Buch streicht. Doch Gott antwortet: „Nur den, der gegen mich gesündigt hat, streiche ich aus meinem Buch. Aber jetzt geh, führe das Volk, wohin ich dir gesagt habe. Mein Engel wird vor dir hergehen“ (Ex 32,33f). Damit wird deutlich: Was die Gerechtigkeit gebietet, wird nicht einfach vom Tisch gewischt. Wann und wie die Ahndung der Schuld erfolgt, liegt jedoch alleine in Gottes Händen. Was bedeutet dies nun aber für das Zusammenleben? Ohne Gerechtigkeit ist ein friedliches Miteinander nicht möglich. Dazu ist es wichtig, sich die biblische Verwendung des Begriffs Gerechtigkeit vor Augen zu führen. Besonders in der Weisheitsliteratur wird der Gerechte als Beispiel eines Menschen gepriesen, der gemäß der Weisung des Herrn lebt. Er ist einer, der sich dem Willen Gottes überlässt

und dabei das Wohl aller Menschen verfolgt (Spr 29,2). Gerechtigkeit üben fordert die Kenntnis menschlicher und göttlicher Normen und die Bereitschaft, ihnen zum Durchbruch zu verhelfen. Die Bibel kennt aber auch eine Form der Gerechtigkeit, die zu einer rein äußeren Normerfüllung führt. Dagegen lehnt sich Jesus auf, wenn er eine Gerechtigkeit fordert, die größer ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer (Mt 5,20). In den Briefen des Apostels Paulus, des gesetzestreuen Pharisäers, tritt dieses Ringen um ein neues Verständnis von Recht und Gerechtigkeit besonders deutlich zutage. Gerecht wird man, so seine Überzeugung, nicht durch Werke der Gerechtigkeit, sondern durch den Glauben an Jesus Christus (Gal 2,16). Wie verhalten sich nun aber Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zueinander? Sie bilden keinen Gegensatz. Vielmehr drückt Barmherzigkeit die Haltung aus, mit der Gott dem Menschen begegnet. Denn er bleibt nicht bei den Fehlern stehen, sondern er vergibt, richtet auf und ermöglicht einen Neuanfang. Erst seine Barmherzigkeit versetzt den Menschen in die Lage, den Weg der Gerechtigkeit fortzusetzen.

Die Worte von Papst Franziskus bei seinem ersten Angelus-Gebet – mittlerweile vermute ich, dass seine Rede von der Barmherzigkeit wirklich programmatisch ist – öffneten eine Tür und führten mich immer tiefer in den Raum der Barmherzigkeit hinein. Die Sache, die damit ausgesagt wird, wurde mir dabei Schritt für Schritt vertrauter. Der Ausdruck selbst hörte sich für mich jedoch noch immer fremd an, wirkte schwerfällig und antiquiert. Immerhin lässt sich in diesem Begriff das Wort „Herz“

lokalisieren. Ein barmherziger Mensch ist demnach einer, der ein Herz für Menschen in Not hat. So meint das deutsche Wort „Barmherzigkeit“, das aus dem Althochdeutschen kommt, „ein Herz für die Armen haben“. Im Alten Testament erinnert das hebräische Wort für Barmherzigkeit „rahamim“ an den Mutterschoß. Wenn Gott sich als barmherzig erweist, dann schwingen hier mütterliche Züge mit. Auf diesem Hintergrund kann man die Wendung „Gott ist barmherzig“ in folgender Weise umschreiben: Gott nimmt sich des Menschen an wie eine Mutter, die das noch ungeborene Kind in ihrem Mutterschoß trägt und alles tut, damit es sich gut entwickeln kann. Ein barmherziger Gott ermöglicht dem Menschen, besonders wenn er in Not ist, dass er neu beginnen und aufleben kann. Auf diesen von Gott gewährten Neuanfang gibt es jedoch keinen Anspruch – er ist ein Geschenk, das Gott auch versagen kann (siehe Jes 27,11). Zugleich scheint durch dieses Bild des „Mutterschoßes“ die Gewissheit durch, dass Gott, so wie eine Mutter ihre Kinder nie vergisst, den Menschen nie im Stich lassen wird (Jes 49,15). Im Neuen Testament wird das hebräische Wort Barmherzigkeit unter anderem mit dem Begriff „oiktirmos“ wiedergegeben. Dieser Begriff, der in der Einheitsübersetzung auch mit Erbarmen übersetzt wird, drückt einen inneren Vorgang aus, der in der Begegnung mit einem Notleidenden in Gang kommt und zu einer Reaktion des Verständnisses, der Annahme und der Hilfe führt. Dass dieser zwischenmenschliche Impuls von der Annahme Gottes her zu verstehen ist, wird im Kolosserbrief deutlich: „Ihr seid von Gott geliebt, seid seine auserwählten Heiligen. Darum bekleidet euch mit aufrichtigem Erbarmen, mit Güte, Demut,

Milde, Geduld!“ (Kol 3,12). Die Liebe, die Gott schenkt, wird zum Impuls, aus dieser Haltung anderen Menschen zu begegnen. Von diesen biblischen Beobachtungen her möchte ich das Wort Barmherzigkeit mit „Herzkraft“ übersetzen. Dabei drückt für mich „Herz“ das aus, was mir von Gott geschenkt ist und was mich leben lässt. Dieses lebendige Herz versetzt mich in die Lage, meine Kraft im Sinne des barmherzigen Samariters für meinen Nächsten einzusetzen.

Mittlerweile ist mir das Thema Barmherzigkeit noch ein Stück näher gerückt. Seit Papst Franziskus für den Zeitraum vom 8. Dezember 2015 bis zum 20. November 2016 ein außerordentliches Heiliges Jahr ausgerufen hat, taucht dieses Wort selbst in der Weltpresse immer wieder auf. So stellen christlich und atheistisch gesinnte Kommentatoren Mutmaßungen und Überlegungen an, warum der Papst gerade die Barmherzigkeit auf die große Bühne eines Heiligen Jahres hebt. Spätestens jetzt ist es mir nicht mehr möglich, einen Bogen um dieses Thema zu machen. So sitze ich mit doch sehr gemischten Gefühlen vor der Verkündigungsbulle „Misericordiae vultus“ (Das Angesicht der Barmherzigkeit) und folge dem Papst bei seinen Ausführungen. Vor mir ragt immer noch ein Berg auf und obwohl ich in den letzten Jahren bereits einige Abschnitte der Route zum Gipfel entdeckt habe, entzieht sich der Einstieg auf diesen Weg immer noch meinem Blick. Aufmerksam suche ich nach einem, nach dem entscheidenden Hinweis. Papst Franziskus bietet eine Reihe starker Bilder und Zugänge: Barmherzigkeit ist wie der Morgentau, der das Land tränkt, oder wie ein Salböl, das die Wunde

Welt zu heilen vermag. Barmherzigkeit ist aber auch wie eine Pforte in ein neues, menschlicheres Leben. Bei diesem Bild halte ich inne. Unweigerlich wandelt sich der Berg der Barmherzigkeit, den es mit letzter Anstrengung zu erklimmen gilt, in eine Pforte, die mir offen steht und die ich durchschreiten darf. Doch ich ahne sogleich: Auch dieser Weg dorthin ist keine vierspurige Autobahn und das Überschreiten der Schwelle ist kein Katzensprung. Zu deutlich klingen mir dazu die Worte des Matthäusevangeliums in den Ohren: „Geht durch das enge Tor! Denn das Tor ist weit, das ins Verderben führt, und der Weg dahin ist breit, und viele gehen auf ihm. Aber das Tor, das zum Leben führt, ist eng, und der Weg dahin ist schmal, und nur wenige finden ihn“ (Mt 7,13f). Gerade ermutigend ist diese Aussicht ja nicht. Und doch ist dieses Bild der Pforte der Barmherzigkeit für mich der entscheidende Anstoß zum Aufbruch. Ich möchte mich auf diesen Weg begeben, zum Tor des Lebens gelangen und es durchschreiten. Als Kompass nehme ich die Überzeugung von Papst Franziskus mit: In der Barmherzigkeit begegnet uns die Zärtlichkeit und Güte Gottes. Seiner aufrichtenden und verzeihenden Liebe sind keine Grenzen gesetzt.

Ein Anstoß zur Barmherzigkeit

Papst Franziskus beginnt sein Schreiben über das Jahr der Barmherzigkeit mit der Überzeugung: „Jesus Christus ist das Antlitz der Barmherzigkeit des Vaters.“ Wenn die Bibel davon berichtet, wie Jesus Menschen von ihren Krankheiten und Gebrechen heilt, Sünder annimmt und so auf den Weg der Umkehr führt, wird darin die Barmherzigkeit Gottes sichtbar.



Jesus Christus ist das Antlitz der Barmherzigkeit des Vaters. Das Geheimnis des christlichen Glaubens scheint in diesem Satz auf den Punkt gebracht zu sein. In Jesus von Nazareth ist die Barmherzigkeit des Vaters lebendig und sichtbar geworden und hat ihren Höhepunkt gefunden.

*(Papst Franziskus,
Das Antlitz der Barmherzigkeit)*

Wie sieht es aber mit den persönlichen Nöten heute aus? Was tun, wenn einem durch eine Erkrankung, eine Scheidung oder den Tod eines nahen Angehörigen plötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen wird? Manchmal sind Freundinnen oder Freunde zur Stelle, die sich Zeit nehmen, die zuhören und

trösten. Sie lassen sich von der Hilfsbedürftigkeit anstoßen und werden zur Stütze. Oftmals ist aber auch das engere Umfeld wie gelähmt. Bekannte ziehen sich zurück und Familienmitglieder wünschen sich, doch endlich wieder zur gewohnten Tagesordnung zurückkehren zu können. Die Folge sind dann oft Einsamkeit und Isolation. Dann zeigt sich, dass es gerade im vertrauten Umfeld oft sehr schwer fällt, Barmherzigkeit zu üben. Zu festgefahren sind oft alte Vorstellungen und Muster. An wen kann man sich noch wenden? Gerade in einer Zeit, in der die Kontaktaufnahme ohnedies schwer fällt? Hilfe kommt häufig „von außen“, besonders auch von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Telefonseelsorge. Sie sind einfach da, hören zu, sprechen Mut zu und richten auf. So wird selbst in verworrenen Lebenswegen ein roter Faden sichtbar und in dunklen, schlaflosen Nächten leuchtet ein Licht der Hoffnung auf. In solch einer Begegnung kann, ohne dass davon die Rede sein muss, etwas vom Geheimnis des christlichen Glaubens spürbar werden.

Gelebte Barmherzigkeit hat ein offenes Ohr

Margit, Telefonseelsorge der Caritas



Nachtdienst mitten in der Woche, zwei Uhr morgens. Die Anruferin meldet sich mit vorsichtig zaghafter Stimme: „Ich hab vor kurzem von der Telefonseelsorge gelesen, stimmt das, dass ich da mit jemandem auch jetzt sprechen kann ...? – Weil, ich weiß nicht, was ich sonst machen soll.“ So fing das Gespräch damals an mit der Frau Ende dreißig, die 142 zum ersten Mal gewählt hat.

Sie wisse nicht, solle sie gegen die Wand laufen oder weiter nur im Kreis gehen, denn die Nacht sei – wie schon viele vorher – ohnehin gelaufen. Niemand fragt, wie es ihr gehe, alle schütteln nur den Kopf, wie sie ihre Kinder so einfach zurückgelassen habe, zu viel Einverständnis, zu wenig Kampf. Dabei habe sie nur an die Zukunft der Kinder gedacht, sie sollten es besser haben, jedes im eigenen Zimmer mit Gartenaussicht. Den Garten,

den sie so liebevoll zum Kinderparadies gestaltet hatte, nebenan die Großeltern, Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen. Nur Verwandte rundherum – aber nicht ihre.

Still weinen ihre Tränen durch die Leitung und sie flüstert: „Dabei hab ich gedacht, ich gehöre dazu!“ Ihr Lebensgefährte habe das plötzlich anders gesehen und ihr vier Wochen Zeit zum Auszug gegeben, und die Kinder bleiben oder sie sähen ihn nie wieder. Für das gemeinsame Bauen des Hauses würde er ihr schon beim Umzug helfen, möblierte Garconnieren gäbe es viele, da könne sie dann ja 14-tägig die Kinder am Wochenende sehen. Dass sie damit einverstanden war, heute, zwei Jahre danach, würde das niemand verstehen. Aber nach seiner Ansage, sie sei niemand und könne auch nichts und wenn sie sich wehren würde, dann würde er sie zerstören ... Ja, damals sei sie dann außer sich gewesen und hätte versucht, ins Nichts und Niemand zu gelangen, die Narben wären heute noch Zeugen, und nach dem Krankenhausaufenthalt hätte sie beim Jugendamt ihre Wochenendmutterschaft besiegelt.

Nein, nein, jetzt sei jede Minute dieser Zeit kostbar, auf keine einzige wolle sie verzichten, nein, seit damals denke sie nie mehr ans Sterben, aber jetzt so allein, da habe sie sich an damals erinnert und da sei sie schon wieder gewesen, die Hoffnungslosigkeit – wie eine Klammer hätte sie sich um sie gelegt und heute kein Schlaf, da graue es ihr vor morgen. Jetzt aber, wo sie so viel hätte weinen können, da merke sie direkt, wie müde sie schon geworden sei und sie spüre schon den Schlaf, wenn einfach je-

mand zuhört und sie nicht immer so stark sein müsse und sie sich ja erinnere, wie schön es dann an den Kinderwochenenden sei – kuscheln und lachen und die blitzenden Augen, vielleicht schon das erste Tüteneis ... Mit diesem Bild würde sie schon ins Träumen kommen.

Zwischen all ihren Dankesworten ist das Gähnen der Anruferin eine große Auszeichnung für mich, deutet es doch darauf hin, dass sie doch noch Schlaf finden wird können. Auch ich atme auf. Tiefer Respekt erfüllt mich für diese Frau, die so tapfer kämpft. Sie hat sich mir anvertraut und mich nicht nur in ihre dunkelsten Zeiten mitgenommen, sie hat mir auch gezeigt, wie ihre Liebe zu den Kindern auch dann noch Blüten trägt, wenn der Boden dafür ganz karg geworden ist. Hinter ihren Tränen keimt ihre Hoffnung und Zuversicht und ich merke, wie mich das berührt und mich dankbar dafür macht, dass ich in unserem Gespräch Zeugin dieser Kraft werden durfte. Heute habe ich wieder viel über das Leben gelernt.

II. Der Weg



Auf der Suche nach Wegweisern und Orientierungspunkten

Michael Kapeller

In meinem bisherigen Leben bin ich bereits viele unterschiedliche Wege gegangen beziehungsweise gefahren. Manche dieser Wege haben meinen Alltag geprägt und prägen ihn bis heute: Der Weg zur Schule, zu meinen Großeltern, ins nahegelegene Lebensmittelgeschäft oder zu meiner Arbeitsstätte. Auf diesen Wegen sind mir jede Kurve, jedes Haus und jeder Strauch vertraut. Ich kenne die Menschen, die sich hier aufhalten und habe den Duft der Blumen in der Nase, wenn sie im Frühling aufblühen, und der Bäume, wenn sie im Herbst ihre Blätter verlieren. Andere Wege wiederum habe ich nur einmal zurückgelegt und doch nehmen sie als „Sonderwege“ in meinem Leben einen unverrückbaren Platz ein: Der Weg vom Schigebiet, in dem ich schwer verunglückt bin, ins über 70 km entfernte Krankenhaus. Der Weg von meinem Elternhaus zur Trauungskirche, in einem mit Blumen geschmückten Auto. Der Weg zum Kreißsaal, in dem unsere Kinder auf die Welt gekommen sind, und natürlich zurück – mit einem Baby im Arm. Der Weg von der Aufbahnhalle zum Familiengrab hinter dem Sarg meiner Eltern. All diese Wege haben sich in mir eingegraben, wie ein Pflug, der die frische Erde aufreißt und seine Furchen hinterlässt. Sie sind ein Teil von mir geworden und haben sich dabei zu einem, zu meinem Lebensweg verbunden. Darin eingewoben ist mein

Glaubensweg, mein Weg mit Gott. Anders als die Alltagswege und die Sonderwege meines Lebens ist dieser Weg weniger mit äußeren Ereignissen und Eindrücken als vielmehr mit inneren Bildern verknüpft. Zum Vorschein kommt dabei eine Galerie ganz unterschiedlicher Gemälde: Darunter sind kräftige Ölbilder mit strahlenden Farben, feine Tuschezeichnungen und düster anmutende Schüttbilder. Manche dieser Bilder spiegeln in Form und Farbe einen konkreten Abschnitt meines Lebensweges wider. Andere wiederum verdanken sich einer besonderen Stimmung oder einem Entwicklungsschritt. Oft finde ich in dieser Bildergalerie meines Glaubensweges keinen roten Faden und verliere mich im Gewirr der Gänge. An manchen Tagen ist für mich selbst das Vorhandensein dieser Galerie fraglich. Dennoch überwiegt die Gewissheit, etwas erfahren zu haben, das in diesen Bildern einen Niederschlag gefunden hat.

Diese Beobachtungen und Wahrnehmungen begleiten mich, wenn ich mich nun auf den Weg zur Pforte der Barmherzigkeit begeben. Als Landkarte nehme ich wieder die Bibel zur Hand. Dabei stoße ich auf Psalm 1. Dort werden in Kontrastbildern zwei gegensätzliche Lebenswege vorgestellt: Auf der einen Seite ist da ein Gerechter (bzw. eine Gerechte), der Freude hat an der Weisung des Herrn und darüber nachdenkt bei Tag und bei Nacht (Ps 1,2). Anders verhält es sich bei den Menschen, die sich von Gott abwenden: Sie werden als Frevler bezeichnet, die den Weg der Sünde gehen und im Kreis der Spötter sitzen (Ps 1,1). Mit diesem Stilmittel einer Schwarz-weiß-Malerei führt Psalm 1 den Leser an eine Weggabelung, stellt ihm beide Lebensentwür-

fe vor Augen und informiert ihn mit deutlichen Worten über die zu erwartenden Folgen: Der Weg des Frevlers führt in den Abgrund, der Weg des Gerechten in die Vollendung des Gottesreiches. Dabei verfolgt dieser Text das pädagogische Ziel, dass sich möglichst viele Menschen für den Weg des Gerechten entscheiden. Worin besteht nun dieser Weg und welche Markierungen dienen als Orientierungshilfen? Einen ersten Hinweis bietet die Bezeichnung dieses Menschen als „Gerechter“. Für Erich Zenger, den bedeutenden Ausleger der Psalmen, ist dieser Gerechte ein „Gefolgsmann Gottes“. Damit wird bereits ein erster Markierungspunkt sichtbar: Um auf den rechten Weg zu gelangen, ist ein ausreichendes Wissen über den Weg Gottes mit dem Menschen nötig. Die Kenntnis dieses Weges bezieht der Gläubige aus der Heiligen Schrift. Dieser Zugang erfordert einen Perspektivenwechsel: Wenn ich einen neuen Weg beginne, soll ich mich nicht zuerst mit der gegenwärtigen Beschaffenheit des Weges und mit den zu erwartenden witterungsbedingten Herausforderungen auseinandersetzen. Psalm 1 empfiehlt zuerst einen Blick in die Vergangenheit, in die Geschichte des Weges, den Gott bereits mit seinem Volk zurückgelegt hat. Dabei handelt es sich jedoch nicht um eine Verklärung der Vergangenheit oder um mangelnden Mut, sich auf Neues einzulassen. Vielmehr drückt sich in dieser besonderen biblischen Perspektive die Gewissheit aus: Was bislang gültig war, wird auch künftig gültig bleiben, denn der Gott Israels ist ein treuer Gott (Ps 92,3). Nur wer die Markierungen der Vergangenheit lesen kann, wird fähig sein, die Hinweise, die ihm nun begegnen, zu erkennen und in rechter Weise zu deuten. Psalm 1 weist noch auf eine zweite Form

von Wegweisern hin: Der Gerechte trägt zur rechten Zeit Frucht und seine Blätter welken nicht (Ps 1,3). Ob sich jemand auf dem rechten Weg befindet, wird daran deutlich, was an Früchten sichtbar wird. Der Weg des Gerechten umfasst demnach nicht nur das Verhältnis zu Gott, sondern zu allen Menschen, denen er auf diesem Weg begegnet. Diese wiederum werden ihn dann als fruchtbar erleben, wenn er sich für sie einsetzt und sich als Freund bzw. als Freundin erweist. Damit ist das Besondere dieses Wegweisers benannt: Den rechten Weg kann ich nicht mit Hilfe eines definierten Ausgangs- und Zielpunktes festlegen. Denn ob ich mein Ziel erreicht habe, erfahre ich, wenn mir andere Menschen rückmelden: In deiner Nähe fühlte ich mich wohl, an dir konnte ich mich auf- und ausrichten, bei dir durfte ich wachsen und aufleben. Bei der Suche nach dem rechten Weg bietet Psalm 1 noch eine weitere Orientierungshilfe: In Vers 6 wird hervorgehoben, dass der Herr den Weg des Gerechten kennt. Das Suchen und Finden des rechten Weges ist damit nicht zuerst die Leistung des Gerechten. Der Weg gelingt, weil Gott selbst ihn kennt und weil er den Gerechten liebevoll und fürsorgend begleitet. Damit ist die Zusage verbunden: Solange ich mich am Wort Gottes orientiere, kann ich nicht in die Irre gehen. Gott selbst ist mir ein sicherer Anker und ein heimatlicher Hafen.

Diese drei Markierungspunkte und Wegweiser, auf die mich Psalm 1 aufmerksam gemacht hat, werden mir den Weg zur Pforte der Barmherzigkeit weisen: Die Orientierung am Wort Gottes, die Rückmeldung der Menschen, die mir begegnen und das Zutrauen, dass Gott den Weg bereits kennt und mich führt. Nun

benötige ich noch die entsprechende Ausrüstung: geeignetes Schuhwerk, die passende Kleidung und die richtige Menge an Proviant. Die Frage nach der Ausstattung beschäftigt nicht nur mich, auch die Evangelien widmen ihr entsprechende Aufmerksamkeit. Markus leitet diesen Abschnitt mit der Bemerkung ein, dass Jesus die Zwölf zu sich rief, um sie auszusenden. Nun stellt sich die Frage: Was sollen sie auf diesen Weg mitnehmen? In der Aufzählung, die nun folgt, erwähnt Jesus aber nicht zuerst das, was sie benötigen, sondern worauf sie verzichten sollen: auf Brot, eine Vorratstasche, Geld im Gürtel und auf ein zweites Hemd (Mk 6,8f). Die Vorgabe lautet also nicht „reisen mit leichtem Gepäck“, sondern „reisen ohne Gepäck“. Wenn ich dies auf meine Reisevorbereitungen übertrage, dann bedeutet das: Auf diesem Weg komme ich nur voran, wenn ich alle Sicherheiten zurücklasse: die Sicherheit, mich zu versorgen, die Sicherheit, mich mit Kleidung zu wärmen, und die Sicherheit, etwas aus eigener Kraft zu erwerben. Zugelassen sind nur ein Wanderstab, um sein Leben gegen wilde Tiere zu schützen, und ein Paar Sandalen, um das beschwerliche Wandern ein wenig erträglicher zu machen. In diesen Einschränkungen steckt jedoch auch ein positiver Impuls. Gelingen kann dieser Weg, wenn ich mich vorbehaltlos auf ihn einlasse und das Zutrauen aufbringe, dass mir das Nötige geschenkt wird. Jesus trifft jedoch noch weitere Vorkehrungen. Er schickt die Jünger nicht alleine los, sondern jeweils zwei zusammen. Diese Festlegung hat zuerst eine Bedeutung für die Verkündigung. Denn durch die doppelte Bezeugung erhält die Botschaft des Evangeliums noch mehr Gewicht. Dies erinnert an die Rechtsordnung Israels. Vor Gericht bürgen im-

mer zwei Zeugen für die Richtigkeit einer Aussage. Hinter dieser juristischen Ebene kommt aber noch ein weiterer Aspekt zum Vorschein: Der Weg des Glaubens erschließt sich im Miteinander, im Zuhören und in der Bereitschaft, füreinander da zu sein. Diese Überzeugung fasst der Evangelist Matthäus mit den Worten zusammen: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). Also werde ich mich für diesen Weg zur Pforte der Barmherzigkeit auf die Suche nach einem Weggefährten oder nach einer Gesprächspartnerin machen. Jesus gibt diesen Zweiergruppen zudem klare Verhaltensregeln mit auf den Weg: „Bleibt in dem Haus, in dem ihr einkehrt, bis ihr den Ort wieder verlasst. Wenn man euch aber in einem Ort nicht aufnimmt und euch nicht hören will, dann geht weiter, und schüttelt den Staub von euren Füßen zum Zeugnis gegen sie“ (Mk 6,10-11). Diese Umgangsformen geben Einblick in die Lebensumstände zur Zeit Jesu und in die beginnende Missionstätigkeit der jungen Kirche. So wurden einzelne Häuser zu Zentren von christlichen Gemeinden und den Staub von den Füßen schüttelte man, wenn man ein heidnisches Gebiet wieder verließ. Welche Umgangsformen benötige ich nun aber auf dem Weg zur Pforte der Barmherzigkeit? Zwei scheinen mir besonders wichtig: Ich lasse mich einladen und beschenken, ohne zu überlegen, welche Gegenleistung mein Gastgeber von mir erwarten könnte. Wenn ich auf Ablehnung und Unverständnis stoße, muss ich mich nicht rechtfertigen und verteidigen, sondern darf sie wie Staub von mir abschütteln und meinen Weg fortsetzen. Dabei schwingt keine Überheblichkeit oder gar Gesprächsverweigerung mit, wohl aber die Festigkeit, mich von

dem, was ich als richtig erkannt habe, nicht abbringen zu lassen. Abschließend möchte ich noch auf einen weiteren Aspekt hinweisen. Jesus schickt die Zwölf nicht unvorbereitet los, sondern stattet sie mit der Vollmacht aus, unreine Geister auszutreiben. Jesus versetzt die Jünger in die Lage, den Menschen so zu begegnen, dass das Göttliche zum Durchbruch kommt und sie sich nicht an den Geistern der Selbstbezogenheit, der Sucht und der Gewalt festhalten müssen. Das ist ihre Sendung und ihr werden sie auch – wie Markus in Vers 13 zusammenfassend berichtet – gerecht. Das macht mich nachdenklich und führt mich zur Frage: Mit welcher Sendung begeben sich auf den Weg zur Pforte der Barmherzigkeit? Welches Ziel verfolge ich? Eine Reihe unterschiedlicher Antworten jagen durch meinen Kopf. Doch bleibe ich immer wieder bei dem einen Beweggrund hängen: Ich möchte zur Pforte der Barmherzigkeit, denn dort wartet mehr Leben auf mich. Natürlich ist mir klar, dass es für mich nur dieses eine Leben gibt, das ich das eine Mal mit mehr und das andere Mal mit weniger Freude lebe. Ich möchte die mir zur Verfügung stehende Lebenszeit auch nicht auspressen wie eine Zitrone, um nur ja nichts zu versäumen. Dieses Mehr an Leben leuchtet vielmehr auf, wenn ich mich restlos angenommen weiß und andere so annehmen kann, wie sie sind. Möglich ist mir das in Begegnungen, in denen es nicht um das Erfüllen von Erwartungen und das Erreichen von Vorgaben geht. Hier ist nicht meine Leistung gefordert, sondern ein aufmerksames Dasein und wie ich immer tiefer erahne, eine Haltung der Barmherzigkeit dem anderen und mir selbst gegenüber.

Nun ist meine Vorbereitung abgeschlossen. Jetzt kann es wirklich losgehen. Ich bin bereit, den Weg zur Pforte der Barmherzigkeit einzuschlagen: Die Wegweiser und Orientierungspunkte habe ich mir eingeprägt, auf eine Sicherheitsausrüstung habe ich verzichtet, Weggefährten weiß ich an meiner Seite und mein Ziel steht mir deutlich vor Augen. Doch vor mir tut sich kein Weg auf. Ich krame in meinen Erinnerungen. Selbst die Erfahrungen meiner Alltags- und Sonderwege bieten mir keinen hilfreichen Hinweis und aus meiner inneren Glaubensgalerie taucht kein Bild auf. Ich fühle mich vielmehr wie bei einer nächtlichen Autofahrt im Herbst, wenn plötzlich Nebel einfällt, der sich in Sekundenschnelle zu einer undurchdringlichen Wand verdichtet. Das Licht der Scheinwerfer tastet nicht mehr die Umgebung ab, sondern wird zurückgeworfen. Von allen Seiten drängen Nebelschwaden heran. Selbst ein vertrauter Weg erscheint mir fremd und die Straßenführung ist kaum mehr zu erkennen. Ich verringere das Tempo. Gebannt starre ich auf die Straßengrenzungspfosten. Ich kann nur darauf vertrauen, dass die Nebelwand Stück für Stück zurückweicht und mich der eingeschlagene Weg wirklich zum Ziel führt. Auf meinem Weg komme ich aber so nicht weiter. Immer noch bin ich im Nebel gefangen und der Weg zur Pforte der Barmherzigkeit scheint ferner denn je. Schon lange habe ich mich nicht mehr so ohnmächtig gefühlt. So ähnlich mag es auch den Eltern gegangen sein, die sich mit ihren Kindern zu Jesus aufgemacht hatten, damit er sie segne. Dort wurden sie aber nicht mit guten Worten empfangen, sondern von den Jüngern schroff abgewiesen. Damit endet diese Begegnung aber nicht. Jesus tritt dazwischen und fordert die

Jünger mit folgender Begründung auf, die Kinder zu ihm zu lassen: „Denn Menschen wie ihnen gehört das Himmelreich“ (Mt 19,14). Für Jesus haben Kinder einen besonderen Stellenwert. Dabei schwingt jedoch nicht die verklarte Sicht mit, dass Kinder lieb, brav und niedlich sind. Im Kindsein steckt für Jesus vielmehr eine theologische Botschaft. Diese tritt in Mt 18,1-6 sogar noch deutlicher hervor. Denn dort geht der Zuwendung Jesu zu einem Kind die Frage der Jünger voraus, wer denn im Himmelreich der Größte sei. Zwar klingt dabei noch etwas von einem Frömmigkeitswettkampf der Jünger an, im Kern geht es aber um die Frage: „Wie muss ich sein, um vor Gott bestehen zu können?“ Jesus antwortet auf diese Frage mit einer Zeichenhandlung und einer Erklärung. Er stellt ein Kind in die Mitte und deutet diese Geste mit den Worten: „Wer so klein sein kann wie dieses Kind, der ist im Himmelreich der Größte“ (Mt 18,4). Mit dem Gegensatzpaar Groß und Klein macht Jesus deutlich: Vor Gott gelten andere Maßstäbe. Indem er die Haltung des Kindseins als Ideal vorstellt, fordert er nicht weniger als eine Umkehrung dessen, was für Menschen landläufig als erstrebenswert und als Ausdruck des Erwachsenseins gilt: Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, Durchsetzungskraft und das Streben nach Anerkennung. Kleinsein im Sinne Jesu führt aber in die Abhängigkeit, in das Angewiesensein auf andere und zur Bescheidenheit. Nur wer sich von den Spielregeln der Erwachsenenwelt löst und sich der Haltung des Kindseins öffnet, erfasst, wie er im Himmelreich, aber auch in seinem Leben im Hier und Jetzt, groß sein kann.

Meine Ohnmacht und Hilflosigkeit stehen dem Weg zur Barmherzigkeit demnach nicht im Wege, sondern können mich sogar auf ihn führen. So einfach lassen sich meine inneren Nebel jedoch nicht auflösen. Dazu kenne ich aus der Religions- und Kirchengeschichte zu viele Beispiele von Männern und Frauen, die durch religiöse Autoritäten in ihrer menschlichen Reifung und Entwicklung behindert, dabei kleingemacht und abgewertet wurden. Nicht zuletzt wurde dies seit der Aufklärung immer wieder angeprangert und der Mensch wurde angehalten, sich aus dieser selbstverschuldeten Abhängigkeit zu befreien. Zugleich möchte ich diese zentrale Forderung Jesu nicht einfach vom Tisch wischen. Vielmehr gehe ich der Frage nach, was Kindsein im Sinne Jesu bedeuten und wie es zum Maßstab meines eigenen Lebens werden könnte. Das Besondere liegt unter anderem in der Blickrichtung. Kinder sind aufgrund ihrer Größe gezwungen, den Blick nach oben zu richten, aufzuschauen. Sie sind angewiesen, dass ihnen von dort „oben“ Hilfe zuteil wird. Als Erwachsener blicke ich viel häufiger nach unten, vergleiche mich mit anderen und ordne mich so in mein soziales Gefüge ein. Weiters ist das Leben von Kindern noch nicht mit Erkenntnissen gefüllt. Das macht sie gegenüber Gefahren verwundbarer, aber auch offener für neue Erfahrungen und Begegnungen. Diese Offenheit kann dazu führen, dass sie, die selbst auf Hilfe angewiesen sind, anderen zur Hilfe werden. Durch Kinder schaffen es Erwachsene oft, aus festgefahrenen Gleisen auszubrechen, sich neu dem Leben zu öffnen und wieder beziehungsfähig zu werden. Kindsein bedeutet auf diesem Hintergrund, nicht kindlich zu sein und schon gar nicht, sich in die Abhängigkeit einer

Religion zu begeben. Kindsein im Sinne Jesu setzt in mir die Kräfte des Staunens, des Vertrauens und der Offenheit frei. Diese Haltung macht mein Leben nicht klein, sondern groß.

Damit haben sich meine inneren Nebel schlagartig aufgelöst und ich spüre, dass der Weg zur Pforte der Barmherzigkeit immer mehr Gestalt annimmt. Zugleich wird mir aber auch klar, dass ich mir diesen Weg nicht selbst suchen und wählen kann. Ich muss mich auf ihn einlassen wie ein Kind, das im Laufe seiner Entwicklung den Aktionsradius immer mehr erweitert. Dabei muss ich mir helfen lassen und werde darin für andere zur Hilfe. Zugespitzt begegnet diese Erfahrung beim Apostel Paulus. Denn der Völkerapostel stößt auf seinen Missionsreisen immer wieder an seine gesundheitlichen Grenzen und erfährt oft harsche Ablehnung. In seiner Ohnmacht fleht er Gott an, seine Not zu wenden. Gott verleiht ihm aber nicht die Kraft neuer Gesundheit und Stärke, sondern lässt in ihm die Überzeugung reifen: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (2 Kor 12,10). Dieser Gedanke führt mich nochmals zurück zur Begegnung Jesu mit den Kindern. Denn Jesus ergänzt seine Aussage, wonach nur derjenige, der so klein sein kann wie ein Kind, ins Himmelreich kommt, mit der Zusage: „Und wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Mt 18,5). Dieses Wort weist mir auf meinem Weg zur Pforte der Barmherzigkeit die Richtung: Ich werde nach dem Kind in mir und nach dem Kind in den Menschen, die mir begegnen, Ausschau halten. Diesem Kindsein werde ich Raum geben und ihm die Chance bieten, dass es sich entwickeln kann. Dabei darf ich gewiss sein, dass

ich mit jedem dieser Kinder, die ich aufnehme, Jesus aufnehme und darin ihm, dem Herrn, selbst begegne.

So komme ich gut voran. Der Weg, der mich zur Pforte der Barmherzigkeit führen wird, entsteht unter meinen Füßen und leitet mich. Beinahe schwungvoll meistere ich auch steilere Etappen und kann Steine wegräumen, die mich am Weitergehen hindern. Zunehmend wandle ich mich von einem Wanderer zu einem Pilger. Denn dieser Weg führt mich nicht nur in die Zukunft, sondern auch zurück auf die Sonder- und Alltagswege meines bisherigen Lebens. Dabei ändert die Haltung des Kindseins meine Wahrnehmung: Die Abschnitte, die bislang dunkel waren und mir zu schaffen machten, erscheinen in einem neuen, milderen Licht. Dadurch kann ich manches Schwere annehmen und es als Teil von mir akzeptieren. Aber selbst der Weg der Barmherzigkeit erweist sich als verschlungen und immer wieder tauchen Wegkreuzungen auf. Nun bin ich gefordert, mich an den richtigen Wegweisern zu orientieren, das Kind in mir groß sein zu lassen und ihm zu vertrauen. Das verleiht mir den Mut, schwierige Entscheidungen zu fällen und schenkt mir die Kraft, meinen Weg fortzusetzen. Ja, ich bin gewiss, so werde ich die Pforte der Barmherzigkeit erreichen.

Der Weg der Barmherzigkeit

Auch Papst Franziskus greift das Motiv des Weges auf, um das Wesen der Barmherzigkeit zu verdeutlichen. Jedoch ist der Weg zur Barmherzigkeit oft steinig und schwer zu finden. Denn er führt Menschen zuerst zu sich selbst und konfrontiert sie mit ihren eigenen Möglichkeiten und Schwächen. Besonders bei den Grenzen meldet sich oft die Angst vor einem Verlust von Achtung, Einfluss und Wertschätzung. Reaktionen darauf sind häufig: abschwächen, überspielen oder durch Attacken ablenken. Dies bleibt nicht ohne Folgen: Es wird immer schwerer, sich selbst in den Spiegel und dem anderen in die Augen zu schauen. Diese Nöte hat Papst Franziskus im Blick, wenn er von der Barmherzigkeit spricht. Dabei lenkt er seine Aufmerksamkeit nicht auf die Unzulänglichkeiten. Barmherzigkeit ist für ihn vielmehr ein Schlüssel, der die Hoffnung aufschließt: „Gott nimmt dich so an, wie du bist! Du bist und bleibst bei ihm gut aufgehoben.“



Barmherzigkeit ist der Weg, der Gott und Mensch vereinigt, denn sie öffnet das Herz für die Hoffnung, dass wir, trotz unserer Begrenztheit aufgrund unserer Schuld, für immer geliebt sind.

*(Papst Franziskus,
Das Antlitz der Barmherzigkeit)*

Dieses Zutrauen lässt sich besonders gut bei Kindern beobachten. In ihren ersten Lebensjahren sind sie ganz darauf angewiesen, dass sie liebevoll umsorgt werden. Diese Zuwendung beantworten sie mit grenzenlosem Vertrauen und lernen so Schritt für Schritt auf eigenen Beinen zu stehen. Dabei ist ihr Zugang zur Welt direkt und unverbraucht. So kann jeder Spaziergang zu einer Entdeckungsreise werden und jeder Stein am Wegrand zu einem kostbaren Schatz. Davon weiß jeder zu berichten, der für Kinder Verantwortung trägt. Wie der folgende Bericht aus einem Caritas-Kindergarten zeigt, sind Kinder aber auch in der Lage, Zusammenhänge zu erfassen, die Erwachsene häufig übersehen oder nicht wahrhaben wollen. Diese Gabe macht sie feinfühlig für das Göttliche und lässt sie – mit aufmerksamer Begleitung und viel Verständnis – auch schwere Schicksalsschläge bewältigen. Darin sind sie Lehrmeisterinnen und Lehrmeister des Lebens und Gottvertrauens.

Gelebte Barmherzigkeit sieht die Welt mit den Augen eines Kindes

Helga Weratschnig, Caritas-Kindergarten

Ich bin Kindergartenpädagogin, und das schon seit 35 Jahren. Mit großer Freude gehe ich jeden Tag zu den Kindern und bin sehr dankbar, dass ich sie ein Stück des Weges begleiten darf. Viele schöne Momente wie auch schmerzliche Erfahrungen konnte ich in dieser Zeit machen. Von einem Erlebnis, das mich sehr tief bewegt und berührt hat, möchte ich gerne erzählen.



Wie jeden Morgen begrüßen wir uns in unserer Kindergarten-
gruppe mit einem Händedruck und einem freundlichen Lächeln.
So nehmen wir uns gegenseitig wahr und freuen uns, dass wir da sind.
An diesem besonderen Morgen kommt ein Mädchen mit zaghaf-
ten Schritten auf mich zu, legt ihre kleine Hand in meine, schaut mich mit großen Augen an und sagt: „Meine Mama ist krank, sie ist im Krankenhaus.“ Ich nehme sie in meine Arme und spüre, diese Umarmung schenkt ihr Geborgenheit und Ruhe, vielleicht auch ein wenig Trost. Wir haben für diese Mama gebetet. Jesus, der in unserer Gruppe kein Unbekannter ist, wurde mit vielen Kinderbitten angerufen:

Jesus, mach diese Mama wieder gesund.

Jesus, bitte hilf der Susi, dass sie nicht traurig ist.

Jesus, hilf dem Papa, dass er nicht weint.

Jesus, schenk der Mama ein starkes Herz.

Jesus, schenke ihr dein Licht.

Ich war von diesen herzhaften Bitten der Kinder sehr tief berührt und musste immer wieder an die Worte Jesu denken: „Lasst die Kinder zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich. Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in mein Reich kommen.“ Jesus aber hatte für diese Mutter einen anderen Weg bestimmt. Nach vielen Krankenhausaufenthalten verstarb sie im Kreis ihrer Familie. Das Mädchen war dabei und konnte sich in unvorstellbarem Schmerz von ihrer Mama verabschieden. Tiefer Respekt erfüllt mich vor dieser Familie, denn der Tod, der in unserer Gesellschaft eher ein Tabuthema ist, gehört, wenn es noch so schmerzlich ist, zum Leben dazu.

Nun begann für die Familie die Zeit der Trauer. Ich wurde zur ZuhörerIn, wenn sie mir ihr tiefes Leid klagten. Worte waren nicht nötig, ich fand auch nicht die richtigen. Für das Mädchen wurde ich intensive Bezugsperson und gerne gab ich ihr das Gefühl: Ich bin für dich da. Wir sprachen viel von ihrer Mama und sie erzählte mir gerne, was sie mit ihr so alles gemacht hatte. Eines Tages sagte sie mir freudestrahlend: „Meine Mama ist im Himmel beim lieben Gott und der passt auf sie auf und die Mama schaut auf mich herunter und passt auf mich auf.“

Es kam der Muttertag und in unserer Gruppe wurde gebastelt, um den Muttis eine Freude zu machen. Ich spürte eine sehr tiefe Traurigkeit im Herzen, denn dieser Schmerz des Todes war wieder sehr präsent. Ich war tief bewegt, als das Mädchen mit einem Lächeln auf den Lippen sagte: „Ich bastle für meine Mama eine Kerze.“ Gemeinsam besuchte ich mit ihr das Grab der Mutter. Sie stellte ihr Geschenk auf den blühenden Erdhügel und sagte leise: „Schau Mama, das habe ich für dich gebastelt.“ Dann war es ganz still. Ich nahm sie in meine Arme, um einfach für sie da zu sein.

Ich habe von diesem Mädchen sehr viel gelernt. Ihr kindlicher Glaube und das Vertrauen in Jesus waren sehr groß. Ihre Worte waren sehr einfach und klar. Und wenn ich traurig war über ihr Leid, schenkte sie mir sehr oft ein Lächeln, das tief in mein Herz fiel.



III. Der Bettler

Die Bitte, ein Ärgernis

Klaus Einspieler

Der Weg zur Pforte der Barmherzigkeit nähert sich seinem Ziel. Von fern sind schon die Türme der ersehnten Kirche zu sehen. Mit jedem Schritt muten sie ein wenig größer an. Die Mühen der Pilgerschaft scheinen nun vergessen. Die Gedanken eilen voraus und wollen bereits das Innere des Heiligtums erkunden. Eine letzte Biegung, eine lange Gerade. Von Weitem erscheint bereits das mächtige Portal. Doch auf einmal wird die Idylle jäh durch das Scheppern von Münzen in einer Büchse zerrissen. Sie zwingt mich, den Blick von der Kirchenfassade, die wie eine Steilwand emporragt, zu Boden zu senken. Dort sitzt ein Bettler und hofft, von den Besuchern des Heiligtums ein kleines Almosen zu bekommen. Um an die Großherzigkeit der Vorübergehenden zu appellieren, hat er einen Zehneuroschein gut sichtbar in die Büchse gelegt. Darüber und darunter befinden sich Münzen aller Art, als möchte er sagen: Such dir aus, was du bereit bist zu geben, doch bemiss deine Gabe nicht zu klein.

Auf einmal schwirren mir unzählige Gedanken durch den Kopf und lähmen die Schritte. Der Bettler hat mich verstört. Meine Vorstellung vom Ankommen, vom Heiligtum als heilem Ort, hat plötzlich Risse bekommen. Die blühende Natur, das gepflegte Umfeld, das geschichtsträchtige Bauwerk, nein, in diesem Bild ist kein Platz für ihn. Frech hat er sich hinein gedrängt, als wolle er die Ankommenden ärgern. – Hat man denn nirgends Ruhe? Kann er nicht woanders seiner „Arbeit“ nachgehen? Vor einem

Supermarkt, am Bahnhof oder in der Fußgängerzone einer Stadt? Und überhaupt – wir haben doch ein gut durchdachtes System der Versorgung und zahlen dafür auch nicht wenig an Abgaben. Da kann man doch erwarten ... Außerdem – wie ein Einheimischer sieht er nicht aus. Von weit her kommen und dann noch an so schönen Plätzen wie diesem hausieren! Ich merke, die Gedanken drehen sich im Kreis und mein Unmut wird größer. Ich versuche zu widerstehen. So zu denken schickt sich nicht. Man wird doch an einem Ort wie diesem nicht so kleinlich sein. Der eine Euro wird mir nicht weh tun. Und in der Kirche wird sich die Beschaulichkeit schon wieder einstellen. Obwohl ...

Ist der Bettler wirklich so hilfsbedürftig? Sieht er nicht aus wie jemand, der ganz gut bei Kräften ist? Hier den ganzen Tag umherzulungern und nichts zu tun wird wohl angenehmer sein, als harter Arbeit nachzugehen. Und seine schlechte, schmutzige Kleidung? Ist sie wirklich Ausdruck seiner Armut oder die „Dienstkleidung“, die er am Abend auszieht, um sich auf der gepolsterten Couch ein Bier zu gönnen? Der Zweifel nagt an mir und bohrt sich fragend weiter: Selbst wenn der Bettler arm ist – hört man nicht immer wieder, dass diese Leute für andere betteln, die tolle Autos fahren und in ihren Villen am Pool sitzen? Unterstütze ich mit meinem Euro am Ende gar jene, die an der Not dieser bemitleidenswerten Kerle schamlos verdienen? Das zu fördern hieße doch, diese üblen Machenschaften gutzuheißen. Und selbst wenn das nicht so ist? Wofür wird der Bettler meine Spende verwenden – für Nahrung oder Alkohol und Zigaretten? Was gibt mir die Sicherheit, dass meine Güte nicht missbraucht wird? Wäre es nicht besser, den Euro in der Kir-

che in den Opferstock zu werfen? Ich merke, wie mein Schritt wieder schneller werden will und der Blick unter dem Vorwand des Staunens krampfhaft an einem Detail am Kirchenportal Zuflucht sucht.

Links und rechts von mir drängen sich andere Leute vorbei. Manche steuern auf das Kirchentor zu, als gäbe es den Bettler nicht. Andere werfen kleine Münzen in seine Büchse und gehen weiter. Jemand bleibt sogar stehen und wechselt mit dem Bettler einige Worte. Die beiden scheinen sich zu kennen. Ihre Gesichtszüge verraten, dass sie ein paar Freundlichkeiten austauschen. Der Mann verabschiedet sich, ohne etwas in die Büchse zu legen und setzt seinen Weg fort.

Nun regt sich in mir eine Stimme: Warum stört dich denn der Bettler so? Viele andere haben offenbar kein Problem mit ihm oder beachten ihn einfach nicht. Frech setzt sie fort: Bist nicht auch du selbst so ein Bettler? Immerhin kommst du hierher, um etwas zu erbitten. Was eigentlich? Ach ja, die alte Geschichte. Wie viele Jahre versuchst du schon, an diesem Punkt weiterzukommen? Dein Umfeld hat es nicht leicht mit dir. Natürlich hast du auch gute Eigenschaften, aber in dieser Frage ... Anstatt hier um Barmherzigkeit zu bitten und zu hoffen, es würde sich etwas ändern, wenn du nach Hause kommst, könntest du es zur Abwechslung durchaus auch einmal selbst ernsthaft versuchen. Andere können es doch auch! Oder hat das Unvermögen, etwas zu verändern, am Ende gar damit zu tun, dass du aus deinem Verhalten auch Vorteile ziehst? Wenn du etwas änderst, müsstest du ja selbst ...

Ich dränge diese Gedanken beiseite. Das kann man wohl wirklich nicht vergleichen! Dass ich so bin, wie ich bin, was kann ich dafür? Ich habe schon so oft versucht, ein besserer Mensch zu werden, aber wer kann schon heraus aus seiner eigenen Haut? Natürlich macht mir mein Wesen manchmal zu schaffen, sicher auch jenen, die mit mir leben müssen. Aber die große Wende wird es vermutlich nicht geben ... Doch die Stimme gibt nicht nach. Du bist auch ein Bettler, höhnt sie. Und darum magst du den Bettler nicht, weil du nicht so sein willst wie er. Einige Meter vor dem Bettler befindet sich eine Bank. Ich setzte mich hin, sodass der dunkelhäutige Geselle höchstens noch im linken Augenwinkel erscheint. Auch die Fassade der Kirche ist dadurch nur noch teilweise im Blick. Über die Kirchenmauer hinweg starre ich in die Umgebung. Ich – ein Bettler?

Ich spüre, wie mich ein Gefühl der Hilflosigkeit überkommt. Unzufriedenheit und Groll legen sich auf mein Gemüt. Und das jetzt, so knapp vor dem Ziel! Wie oft habe ich versucht, in meinem Leben etwas zu verändern. Doch weitergekommen bin ich kaum. Für ein paar Wochen vielleicht, doch dann war wieder alles beim Alten. Andere um Hilfe bitten? Das hieße doch, jemandem seine Schwäche und Hilflosigkeit zu gestehen. Dabei ist mir das so peinlich. Noch dazu in einer Lebenslage, die für andere nicht einmal der Rede wert ist.

Meine Augen schweifen kurz zum Bettler. Rasch wenden sie sich wieder ab, als wollten sie nicht erlappt werden. Wie wird das wohl gewesen sein, als er das erste Mal gebettelt hat? Hat er sich dafür geschämt? Trifft es ihn noch, wenn sich Passanten

hin und wieder über sein Dasein entrüsten oder hat er gelernt, nicht hinzuhören? Ich habe jedenfalls lange gebraucht, um mit den Andeutungen aus meiner Umgebung zurande zu kommen. Sie waren wie kleine Stiche ins Herz. Ich habe jedes Mal gespürt, wie sich im Magen alles zusammenzieht. Aber das kann man natürlich nicht vergleichen. Ich habe gelernt, mit meinen Mängeln zu leben. Jemand hat gesagt, der Mensch sei ein Mängelwesen. Das trifft bei mir wohl ins Schwarze. Aber ich lebe noch. Im Grunde gar nicht so schlecht. Ich habe mich gewöhnt, mit dem, was nicht zu ändern ist, auszukommen. Etwas deutlicher dreht sich nun mein Kopf zum Bettler. Innerlich lache ich kurz auf. Der hat es wohl auch geschafft, mit seinem Mangel zu leben. Ich beobachte ihn. Immer, wenn Leute kommen, senkt er sein Haupt. Mit ernster Miene und bittendem Blick grüßt es die Passanten. Wenn er alleine ist, sitzt er entspannt da und scheint die nachmittägliche Sonne zu genießen. Sehr professionell, denke ich mir. Offenbar gibt es auch in seinem Leben mehr als nur die Armut und Hilfsbedürftigkeit.

Natürlich, ganz unschuldig an meinen schlechten Eigenschaften bin ich nicht. Ich hätte beharrlicher an mir arbeiten können und manches fiel mir heute leichter. Wenn ich ehrlich bin, fehlt mir auch ein wenig der Wille, etwas zu verändern. So eigenartig es klingen mag: Wäre ich nicht auf Hilfe angewiesen, hätte ich vermutlich zu manchen Mitmenschen nur losen Kontakt. Alte Muster und Gewohnheiten zu verlassen würde außerdem viel Disziplin und Kraft verlangen. Ob ich wohl in der Lage wäre, diese aufzubringen? Worum soll ich in der Kirche überhaupt bitten? Barmherzigkeit, das ist so schnell dahergesagt. Aber

was bedeutet das für mich? Eigentlich will ich nur, dass mich jemand so annimmt, wie ich bin. Und dass ich mich selbst annehmen könnte, täte mir natürlich auch gut. Aber mehr? Bin ich dazu überhaupt imstande?

Ich stelle fest, mein ursprünglicher Unmut über den Bettler hat sich gelegt. Irgendwie fühle ich mich mit ihm verbunden. Schon ein eigenartiges Bild. – Ich sitze hier auf der Bank und wenige Schritte weiter hockt der Bettler am Boden und blickt in dieselbe Richtung. Als würden wir beide auf jemanden warten! Wie meine Hilfsbedürftigkeit wohl auf jene wirkt, die mich kennen? Hat sie auch ein dunkles Gesicht und schmutzige Hände wie dieser Bettler da? Warum haben sich jene, die mir nahestehen, nicht längst von mir abgewandt? Es schüttelt mich richtig durch, obwohl es angenehm warm ist. Diese Hilflosigkeit! Kein schöner Anblick! Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott, hat unser Religionslehrer immer gesagt. Einmal hat ihm der Frechste von uns entgegengehalten: Wenn ich mir selbst helfe, wozu brauche ich dann noch Gott? Wir haben alle gelacht. Sich selbst helfen – wenn das so einfach wäre! Dann säße ich jetzt nicht hier. Ja, wir sind Mängelwesen. Doch gerade unsere Mängel öffnen uns auf den anderen hin.

Ich erinnere mich an die Zeit, als es Hubert und Herta nicht gut ging. Das war eine große Herausforderung. Es schien so, als hätten sie sich ohne Vorwarnung in meinem Leben eingenistet. Zuerst dachte ich, es wäre mit ein paar kleineren Freundschaftsdiensten getan. Doch ihre Not dauerte länger als geplant. Ganz schön naiv, zu glauben, man könnte Not und Krisen planen. Auf

einmal habe ich gemerkt, dass ich nicht mehr anders kann, als ihnen beizustehen. Sie haben einen festen Platz in meinem Alltag eingenommen, ohne dass ich mich bewusst und in diesem Ausmaß dafür entschieden hätte. Irgendwann ist mein Unmut immer größer geworden. Ich konnte ihnen kaum noch unvoreingenommen begegnen. Zu sehr stand mir meine Aggression ihrer Hilflosigkeit gegenüber im Wege. Und obendrein immer wieder die Frage, wie ich eigentlich dazu komme, dass mir so viel abverlangt wird. Gott sei Dank konnten sie ihre Probleme lösen. Ich glaube, ein wichtiger Schritt ist gewesen, ihnen klar zu machen, dass ich ihnen die Verantwortung für alles Weitere nicht abnehmen kann und auch nicht werde. Das war sehr hart für mich, ihnen aber hat es offenbar geholfen. Heute weiß ich, dass ich damals viel gelernt habe. Ich würde ihnen wieder helfen, jedoch mit mehr Verstand. Dennoch hat uns diese Zeit verbunden. Sie sind zu wichtigen Säulen in meinem Leben geworden. Unsere Mängel haben uns zusammengeführt. Wir haben genommen und auch gegeben. Heute bewundere ich ihren Mut, mich um Hilfe gebeten zu haben.

Ist es denn wirklich so schlimm, um Hilfe zu bitten? In einem Historienfilm habe ich einmal gesehen, dass im Mittelalter im Umfeld der großen Wallfahrtskirchen ein buntes Treiben herrschte. Händler, Musiker und eine ganze Schar von Bettlern bevölkerten den Vorplatz. Irgendwie hatte man das Gefühl, es gehört sich so. Insofern müsste man diesem Bettler vor der Kirche sogar dankbar sein. Er ist der einzige seiner Zunft, der hier noch immer die Stellung hält. Was ist daran auch wirklich so schlimm? Kommen wir nicht alle als Arme her, um zu betteln?

Sind wir wirklich besser als der da, nur weil wir nicht um Geld, sondern um anderes bitten?

Unweigerlich muss ich an meine Studienzeit denken. Die Vorlesungen über die Theologie des Alten Testaments sind mir in guter Erinnerung geblieben. Da war oft von Armut die Rede. Der Vortragende wurde nicht müde, die besondere Zuwendung Gottes zu den Armen hervorzuheben. In der Erzählung vom brennenden Dornbusch stellt Gott sich als jener vor, der das Elend seines Volkes gesehen und die laute Klage gehört hat. Das Los der Notleidenden rührt ihn also an. Er führt sie aus ihrer Abhängigkeit heraus und gibt ihnen Weisungen, damit sie ihre Freiheit nicht wieder verlieren. Stetig fordert er, die Armen an der Lebensfreude teilhaben zu lassen. In einem der Gebote heißt es sogar: Eigentlich sollte es bei dir gar keine Armen geben. „Das klingt sehr utopisch“, hat damals einer der Studenten eingewandt. Der Professor ließ sich jedoch nicht beirren und schlug sogleich eine Brücke zur sogenannten Urkirche. In der Apostelgeschichte wird geschildert, wie die ersten Christen miteinander geteilt haben, sodass der Schreiber sogar sagen kann, es hätte keinen unter ihnen gegeben, der Not litt. Offenbar hat man erkannt, dass sich der Glaube im Umgang mit jenen, die Hilfe brauchen, erweisen muss. Haben das die Bettler immer schon gespürt und deshalb die Nähe großer Kirchen gesucht?, frage ich mich. Dann begeben sich gedanklich wieder in den Hörsaal, in dem über fünf Jahre hinweg meine Faszination für die Bibel gewachsen ist.

In den letzten Jahrhunderten vor dem Auftreten Jesu sind große Teile des Volkes Israel verarmt, erläuterte damals der Professor. Sie waren die Verlierer wirtschaftlicher Umbrüche in der Zeit der Perser. Wenige Reiche schafften es, das meiste Vermögen auf sich zu vereinen. In dieser Zeit wuchs unter den Menschen das Bewusstsein, das wahre Israel seien nicht alle Einwohner dieses Landes. Es sind vielmehr die Armen, jene, die alles verloren haben, denen nur noch der Glaube an Gott geblieben ist, der angesichts der großen Armut auf eine harte Probe gestellt wird. Auch das Neue Testament atmet diesen Geist. Wenn zum Beispiel Maria in ihrem Lobgesang bekennt, dass Gott die Niedrigen erhöht, stellt sie sich in die große Schar der Armen, die auf Gott, ihren Retter, bauen. Im Lobgesang Mariens, dem Magnificat, ist beides verwoben – die Niedrigkeit der Magd und das Los der Niedrigen. Beide werden von Gott nach oben, ins Licht gezogen. Das Motiv stammt aus dem Alten Testament, dem Lied der Hanna. Dort preist eine Frau, die von Gott aus der Schmach der Kinderlosigkeit gerettet wurde, ihren Herrn. Armut hat also viele Gesichter, nicht nur jenes des leiblichen Mangels. Hanna bekennt in ihrem Lobgesang, dass Gott den Schwachen aus dem Staub emporhebt und den Armen erhöht, der im Schmutz liegt. Ihr Bekenntnis wird im Psalm 113 wörtlich wiederholt. Es gibt aber noch viele weitere beeindruckende Beispiele der Armenfrömmigkeit im Alten Testament.

„Und Jesus?“, meldete sich damals ein gut gekleideter Seniorenstudent, „der war doch für alle da, die Armen und die Reichen.“ „Gewiss“, meinte der Vortragende. „Doch lesen Sie bei Lukas

nach. Dort sagt er: Selig, ihr Armen, und: Weh euch, die ihr reich seid.“ „Die arm sind vor Gott“, korrigierte der ältere Kollege. „Nein, die Armen“, beharrte der Professor. „Sie zitieren aus der Bergpredigt, in diesem Sinne haben Sie Recht. Doch bei Lukas heißt es: Selig, ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes.“ Wenn wir der Logik des Lukas folgen, hat Jesus also quasi von seiner Mutter gelernt. Er stellt jene ins Licht, die durch ihr Elend bisher nicht ins Leben gekommen sind. Ihr Mangel soll in Fülle gewandelt werden. Das ist die Verheißung des Reiches Gottes.“ Diese Gedanken führten dann zur Frage, ob auch wir etwas zum Reich Gottes beitragen könnten. Lukas würde sagen, Barmherzigkeit zu üben und dafür Gott und nicht die Kleinlichkeit mancher Zeitgenossen zum Maßstab zu erheben. Wenn man es mit Matthäus halten will, im Notleidenden Christus erkennen und ihm Gutes tun. Beim jüngsten Gericht werden wir gefragt werden, ob wir dem Hungrigen zu essen und dem Dürstenden zu trinken gegeben haben. Diese Gedanken haben sich seither tief in mein Bewusstsein eingebrannt. Doch tragen sie auch im wirklichen Leben? Passen Armut und Frömmigkeit zusammen?

Jäh werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Jemand kommt gerade vorbei und verwickelt den Bettler in ein längeres Gespräch. Es ist so intensiv, dass er die Kirchgänger kaum noch beachtet und nur mehr kurz nickt, wenn eine Münze in die Büchse fällt. Die meisten nutzen diese Situation ohnehin, um ohne Gabe an ihm vorbeizukommen. Da ich nicht weit von den beiden entfernt bin, dringen hin und wieder Wortfetzen bis an mein Ohr. Angestrengt höre ich hin. Offenbar geht es in diesem

Gespräch nur um Alltägliches, was man eben so redet. Der Bettler – ein gewöhnlicher Mensch, der über Wetter, Fußball und Sonstiges spricht? Ja, ein Mensch. Mit einer offensichtlichen Schwäche, seiner Armut, die ihn zum Bettler macht. Und doch auch ein ganz gewöhnlicher Mensch, wie Menschen so sind. Und vielleicht ein guter Mensch, nur dass sich diese Güte wie bei vielen anderen nicht gleich auf den ersten Blick zeigt. Wie er wohl heißt? Die meisten sagen „Der Bettler“ zu ihm. Komisch. Hier wirken überhaupt viele, die mit „Der“ bezeichnet werden: Der Pfarrer, Der Mesner, Der Organist, Der Pilger, Die Pilgerin. Scheinbar verstehen alle ihren besonderen Dienst. Da scheint es nicht so wichtig zu sein, wie man heißt. Man ist einfach etwas.

Und doch ist man auch jemand. Von einem befreundeten Pfarrer weiß ich zum Beispiel, dass er gerne Tarock spielt. Der Mesner meiner Kindertage, sagt man, kennt die besten Witze. Ein guter Organist aus meiner Umgebung ist eigentlich ein Techniker. Doch die Musik hat es ihm angetan. So verbringt er seine Freizeit an der Orgel, um seine eigentliche Arbeit leichter zu ertragen. Am liebsten würde er seine Leidenschaft zum Beruf machen, doch dafür fehlt wie überall das Geld. Und der Bettler? Was mag er besonders? Was rührt sein Herz an und worüber sollte man besser nicht mit ihm reden? Und ich?

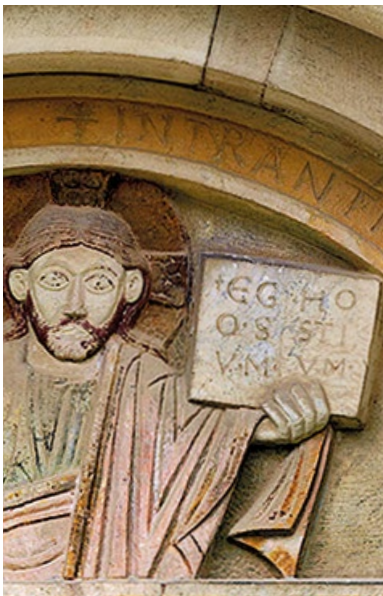
Wir sollten miteinander reden – so von Pilger zu Bettler, versteht sich. Ich glaube, wir hätten einiges zu besprechen. Nein, nicht unsere Armut. Man will ja schließlich nicht mit der Tür ins Haus fallen. Vielleicht ergibt sich das irgendwann, so

zwischen den Zeilen, wenn man sich nähergekommen ist, wenn man vergessen hat, dass sich Pilger und Bettler unterhalten. Worüber sollen wir reden? Über seine Heimat, die Familie, die dort wohnt, seine Pläne und Ziele? Und ich? Was sage ich über mein Land? Er kennt es doch ganz unmittelbar, aus der Nähe, in den vielen Fassetten des Menschseins, das hier gelebt wird, von der Warmherzigkeit bis hin zur Ablehnung gegenüber allem Fremden. Meine Arbeit? Ist sie wirklich so wichtig? Meine Pläne und Ziele? Wenn ich sie nur selbst kennen würde. Gar nicht einfach, dieses Gespräch zwischen Pilger und Bettler.

In diesem Augenblick erhebt sich der Bettler. Er nimmt das Geld aus der Büchse, verstaute es in seiner Hosentasche und kommt in meine Richtung. Ich sitze da wie erstarrt. Eigentlich wollte ich ihm etwas geben, bevor ich die Kirche betrete. Freundlich nickt mir der Bettler zu, als hätte er in den vergangenen beiden Stunden gemerkt, dass in mir ein Gefühl der Vertrautheit entstanden ist. Verlegen grüße ich zurück und blicke ihm nach. Dann gehe ich um die Kirche herum. An der Pforte der Barmherzigkeit bleibe ich stehen. Über ihr erwartet mich der steinerne Christus mit seinen ausgebreiteten Armen. – Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Ich habe verstanden und trete heran. Ich bin bereit.

Barmherzigkeit erbitten, Wohlwollen verschenken

Barmherzigkeit ist keine Einbahnstraße. Seine eigene Hilfsbedürftigkeit wahrzunehmen und Hilfe zu erbitten macht uns zugleich offen für die Not unserer Mitmenschen. Barmherzigkeit beinhaltet zu nehmen und zu geben. Dies betont auch der Papst:



Die Hilfe, die wir erbitten, ist bereits der erste Schritt der Barmherzigkeit Gottes mit uns. Er kommt, um uns aus unserer Schwachheit zu retten. Und seine Hilfe besteht darin, dass er uns bewegt, seine Gegenwart und Nähe anzunehmen. Angerührt von seiner Barmherzigkeit können auch wir Tag für Tag barmherzig mit anderen sein.

*(Papst Franziskus,
Das Antlitz der Barmherzigkeit)*

Selbstbestimmung ist für viele Menschen ein hohes Gut. Umso mehr fürchten viele, einmal auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein oder gar um diese bitten zu müssen. Erhebungen zeigen

zudem, dass es auch in reichen Ländern zahlreiche Menschen gibt, die in Armut leben. Sie sitzen im Winter mit einem Mantel in der Wohnung, weil sie sich die Heizkosten nicht leisten können, wissen nicht, wie sie die Ausgaben für ihre schulpflichtigen Kinder bestreiten sollen usw. Mit der Armut ist vielfach ein Gefühl der Scham verbunden. Daher bekommen wir sie nur selten zu Gesicht. Meist findet sie Wege, sich gekonnt zu verstecken. Umso deutlicher tritt sie in der Gestalt von Obdachlosen und Bettlern zu Tage. Nun lässt sich nicht mehr verbergen, was man nicht gerne sieht. Diese Art zu leben wurde in den seltensten Fällen freiwillig gewählt. Obdachlose erzählen, dass sie durch unglückliche Umstände in ein tiefes Loch geschlittert sind. Eines Tages schien es dann keinen Ausweg mehr zu geben. Oft gibt es auch mit viel gutem Willen keine wirkliche Lösung, zu komplex ist die Not. Selten lässt sie sich mit finanzieller Zuwendung allein beheben. In der Begegnung von Mensch zu Mensch, die immer möglich ist, tritt jedoch oft auch der Reichtum, der jedem von uns innewohnt, ans Licht. In der Tagesstätte der Caritas für Obdachlose gehen viele Menschen ein und aus, die keine andere Wahl mehr haben, als Hilfe zu erbitten. Der folgende Abschnitt erzählt von einem Menschen, der hier Hilfe gefunden hat und welches Schicksal ihn dorthin geführt hat.

Gelebte Barmherzigkeit mit jenen, die bitten

Melanie Prohart, Tagesstätte der Caritas für Obdachlose

Ich arbeite seit gut zwei Jahren in der Tagesstätte der Caritas Kärnten für Obdachlose, im sogenannten Eggerheim. Eigentlich wollte ich aufgrund meiner Ausbildung mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, doch es kam anders. Anfangs musste ich mich erst daran gewöhnen, dass viele meiner Klientinnen und Klienten ein Suchtproblem haben, oft angetrunken zu uns kommen und sich häufig auch gar nicht richtig helfen lassen wollen.



Ich lernte sehr schnell, die Menschen so zu akzeptieren, wie sie sind und verwarf gleich zu Beginn meine Vorstellung, jeden verändern zu müssen und helfen zu wollen, wie ich es für richtig hielt. Damit meine ich, dass ich natürlich versucht habe, ihnen beispielsweise einen Entzug nahezu legen, oder vorzuschlagen, ihr Geld bei mir für eine Kaut ion, Miete oder ähnliches anzusparen. Es dauerte ein paar Wochen, bis mir wirklich klar wurde, dass man niemanden zum Glück zwingen kann und viele Dinge ohne eigenen Willen nicht verwirklicht werden können. Heute freue ich mich, wenn die Leute kleine Ziele erreichen, sei es eine Woche ohne Alkohol, dass sie für einen ganzen Monat mit dem Geld auskommen oder ihre Bleibe nicht gleich wieder verlieren. Meine Klienten geben mir tagtäglich das Gefühl, einen wichtigen Beitrag zu leisten. Obwohl die meisten sehr viel durchgemacht haben, sind sie dankbar und wenn es nur dafür ist, dass ich ihnen zuhöre oder ein Jausenbrot gebe. Das Beispiel eines langjährigen Klienten soll deutlich machen, wie Menschen in Not geraten und wie schwer es sein kann, einen Ausweg zu finden.

Ich bin Herr L. und ich werde im August 64 Jahre alt. Aufgewachsen bin ich bis zu meinem 15. Lebensjahr bei meiner Mutter und meinem Stiefvater. Diese erste Zeit in meinem Leben war vor allem durch die Gewalthandlungen und Alkoholexzesse meines Stiefvaters geprägt. Nachdem ich dann zu meinen Großeltern gekommen bin, habe ich eine Lehre begonnen, die ich leider nie abgeschlossen habe. Ich habe immer wieder für ein paar Monate Arbeit gefunden, dazwischen war ich einige Zeit meines Lebens im Gefängnis. Der längste meiner Gefängnisauf-

enthaltete dauerte acht Jahre. Danach, genauer gesagt im Jänner 1989, bin ich das erste Mal bei der Caritas, in der Tagesstätte für Obdachlose und Unstete, aufgetaucht und bis heute dort in Betreuung geblieben. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verhalfen mir nicht nur einmal zu einer eigenen Wohnung. Weil ich aber immer wieder im Gefängnis war und auch sehr oft zu viel Alkohol getrunken habe, verlor ich meine Wohnungen wieder. Insgesamt habe ich 15 Jahre meines Lebens im Gefängnis verbracht, aber ich bin auch stolz darauf, dass das schon viele Jahre her ist. Das letzte Mal waren es zwei Monate im Jahr 2006. Dazu muss ich aber sagen, dass ich damals unschuldig war und auch wieder freigesprochen wurde. Das verheerende daran war aber, dass mich meine damalige Lebensgefährtin, mit der ich über elf Jahre zusammen war, währenddessen verlassen hat und somit saß ich dann wieder einmal auf der Straße. Nach ein paar weiteren kurzfristigen Unterkünften war ich von 2011 bis 2015 wohnungslos. Die meiste Zeit davon schlief ich in einem Abbruchhaus bzw. in der Tiefgarage. Trotz dieser Unstetheit habe ich meine wichtigsten Termine eingehalten, sodass ich zumindest monatlich meine finanziellen Unterstützungen bekam. Ich habe auch an AMS-Kursen teilgenommen. Unter Tags halte ich mich vorwiegend in der Tagesstätte der Caritas und in Parks auf. Mit Hilfe von ein paar engagierten Mitarbeiterinnen der Caritas und auch anderer Organisationen ist es mir gelungen, wieder eine Wohnung für mich zu finden. In dieser wohne ich jetzt seit Juni 2015 und bin auch übergelukkig darüber. Ich bin schon zu alt, um mich auf der Straße durchzuschlagen und hoffe sehr, dass es mir diesmal gelingt, die Wohnung zu behalten.

IV. Die Tür



Anklopfen und öffnen

Klaus Einspieler

Bewusst mache ich die letzten Schritte zur Pforte. Was wird anders, wenn sich die Tür der Barmherzigkeit auftut und ich meinen Fuß auf die Schwelle setze? In meinem Leben bin ich schon an vielen Türen vorbeigekommen. Manche waren weit, liebevoll geschmückt, als wollten sie das Innere des Hauses nach außen kehren und einladen, hier zu verweilen. Andere wiederum waren schmal und ohne Fenster, gleich einem schützenden Bollwerk, das ungebetene Gäste gar nicht verleiten sollte, hier anzuklopfen. Wie muss wohl die Tür zu einem Heiligtum beschaffen sein?

Einen ersten Hinweis erhalten wir in der Basilika Santa Sabina auf dem römischen Hügel Aventin. Seit alters her eröffnet der Papst hier die österliche Bußzeit mit der Segnung und Austeilung der Asche. Das Besondere an dieser Kirche ist die Tür. Sie wurde im Jahre 432 aus Zypressenholz gefertigt, hat also nahezu sechzehn Jahrhunderte überdauert und gehört damit zu den ältesten erhaltenen Türen in eine christliche Kirche. Auf ihr sind Szenen aus dem Alten und Neuen Testament dargestellt, die davon erzählen, wie sich Gott dem Menschen in seinem Erbarmen zugewandt hat. Darunter befindet sich auch die älteste Darstellung Jesu auf dem Kreuz. Damals hat man sich noch gescheut, sein Leiden und Sterben darzustellen. So blickt er den Kommenden mit ausgebreiteten Armen an, als wolle er ihm den Weg in die Kirche weisen, wo seine Hingabe am Kreuz als Ursprung

des Heils gefeiert wird. Damit wird sichtbar, was für jede Kirche gilt: Sie ist der Ort, den der Mensch betritt, um die Barmherzigkeit Gottes an sich zu erfahren.

Ähnliches erwartet jene, die den Dom zu Gurk besuchen. Dort führen fein gearbeitete Schnitzwerke aus Holz seit fast 800 Jahren jenen, die am Hauptportal stehen, die biblische Geschichte vor Augen. Sie machen deutlich – die Tür gewährt Einlass zu jenem Ort, an dem das Heil zu finden ist, von dem sie kündet. Sie macht die Kirche zum Sinnbild des himmlischen Jerusalem. So wird auch jener, der vor verschlossenen Türen steht, Teil der großen Zusage, die sich im Inneren des Gebäudes an heiligen Orten, in Zeichen und Symbolen, entfaltet.

Die Tür, sei sie nun reich geschmückt oder schlicht und verwittert, ist also die Pforte zum Heil. Sie bildet eine Grenze und trennt zwei Bereiche. In diesem Sinne ist die Tür die Hüterin des Geheimnisses. Sie entzieht das Wesentliche den Blicken der Betrachter und fordert sie auf, nicht achtlos einzutreten, sondern dessen gewahr zu werden, dass der Ort, wo sie stehen werden, heiliger Boden ist. In alten Zeiten wendete man große Mühen auf, Kirchentüren in einen angemessenen Rahmen zu setzen. Sie sollen nämlich die Ankommenden einladen, das Innere des Gebäudes zu betreten. Damit kommt der Pforte große Bedeutung zu. Die romanischen und gotischen Dome und Kirchen geben ein beredtes Zeugnis davon. Durch eine Vielzahl von Bögen, die eng ineinander geschoben scheinen und immer schmaler werden, entsteht der Eindruck, der Kommende solle förmlich in das Heiligtum gezogen werden. Wie ein Trichter führt das Por-

tal die Gläubigen zur Tür. Dort ist die engste Stelle, denn das Tor, das zum Leben führt, ist, wie wir wissen, schmal (Mt 7,14). Die Gestalt des Portals lässt freilich keine Zweifel aufkommen. Wer es bis hierher geschafft hat, darf Hoffnung schöpfen. Die steinernen Bögen erscheinen wie die ausgebreiteten Arme eines Wartenden, die auch dem Zögernden Mut zusprechen: Komm und sieh! Es sind die ausgebreiteten Arme Christi, der die Sünder nicht abweist, Kinder zu sich ruft und in die Arme nimmt, der verheißt: „Wenn ich über die Erde erhöht bin, werde ich alle zu mir ziehen“ (Joh 12,32).

Viele Kirchen haben mehr als einen Eingang. Für gewöhnlich benutzt man das Haupttor. Dort herrscht ein reges Kommen und Gehen, denn der Weg zur Kirche mündet an dieser Stelle in das Heiligtum. Die Gestalt des Portals gibt zu verstehen, was es heißt, diesen heiligen Ort zu betreten. Das gilt als Leitbild für alle weiteren Tore des Gebäudes. Manchmal suchen wir nämlich bewusst einen anderen Zugang. Wir nehmen dafür sogar in Kauf, ein Stück weit um die Kirche zu gehen. Die Seitentür ist meist kleiner und schlichter. Sie erlaubt uns, verstohlen in das Bauwerk zu schlüpfen. Es gibt Momente, in denen wir spüren – dies ist der richtige Weg. Die Pforte der Barmherzigkeit ist nie das Hauptportal. Es ist die Seitentür, ein intimer Ort für jene, die sich mehr als die anderen bewusst geworden sind, wie sehr ihr Leben auf das Erbarmen Gottes angewiesen ist.

Ich habe den Dom zu Gurk schon oft besucht. Doch erst nach vielen Jahren habe ich das Südportal entdeckt. Zu sehr hatten sich bis dahin meine Blicke auf das mächtige Portal und meine

Gedanken auf die wunderbare Krypta mit dem Grab der heiligen Hemma gerichtet. Ich wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, an der südlichen Seite des Domes entlang zu gehen. Vor kurzem aber habe ich bemerkt, dass mir so Wesentliches entgangen ist: ein archaisch wirkendes romanisches Portal – die Pforte der Barmherzigkeit?! Über ihm, im sogenannten Tympanon, thront Christus. Mit seiner rechten Hand segnet er die Kommenden. In der linken aber hält er das geöffnete Evangelienbuch. Darin steht geschrieben: „Ego sum hostium“ – Ich bin die Tür (Joh 10,9). Er nimmt die Ankommenden an der Hand und führt sie in das Haus des Vaters. Durch ihn erschließt sich ihnen die Barmherzigkeit Gottes. Die Pforte der Barmherzigkeit ist also ein Sinnbild für Jesus Christus. Sein Gewand ist die Geschichte der Zuwendung Gottes zum Menschen. „Er ist das Ja zu allem, was Gott verheißen hat“ (2 Kor 1,20). Mit ausgebreiteten Armen wirbt er darum, in diese Zusage einzutreten und sich von Gott beschenken zu lassen. Durch ihn, der durch die Nacht des Todes gegangen ist und so das Tor zum Leben geöffnet hat, gelangen wir zum Vater. Er ist die Tür. Die Bestimmung einer Tür ist, durch sie hindurch zu gehen. So ist das Wort „durch“ zu einem Leitwort für Christus geworden. Durch ihn gelangen unsere Gebete zum himmlischen Vater. Durch ihn erreichen uns das Erbarmen und die Zuwendung Gottes. Durch ihn kommen wir bei Gott an und Gott bei uns.

An dieser Stelle müssen wir nun fragen, was es denn heißt, diese Tür zu durchschreiten. Offensichtlich ist es mehr als ein alltäglicher Vorgang, um aus einem Bereich in einen anderen zu gelangen. Das Südportal von Gurk gibt uns darauf folgende Ant-

wort. Der Bogen mit dem Bildnis Christi wird durch einen lateinischen Spruch eingefasst, der gleichsam eine Antwort auf den Ruf Jesu: „Ich bin die Tür“ darstellt. Er gibt den Kommenden zu verstehen: „Wer durch mich eintritt, dem gebe ich die Weide des Lebens: Der aber tritt recht ein, der eine fromme Rechte und ein mildes Herz hat.“ Die erste Zeile ist sogar rückläufig, also von rechts nach links geschrieben, um diesen Gedanken als Rahmen um das Christusbild zu profilieren. Der erste Teil bezieht sich auf das Wort von der Tür im Evangelium nach Johannes. Davon soll später die Rede sein. Anschließend geht es darum, welche Voraussetzungen ein Mensch erfüllen muss, um recht vor Gott zu stehen. Eine alte Frage, die schon in jenen beiden Psalmen aufgegriffen wird, die Bedingungen für den Einlass in das Heiligtum nennen. Ein Pilger ist zur Pforte des Tempels gelangt. An dieser Stelle fragt er nun: „Herr, wer darf Gast sein in deinem heiligen Zelt, wer darf weilen auf deinem heiligen Berg?“ (Ps 15,1). Der Priester, der am Tor sitzt, nennt eine Reihe von Tugenden, die den Hausgenossen Gottes auszeichnen. Sie beziehen sich auf das Zusammenleben der Menschen, das von Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit geprägt sein soll. Ähnliches vernimmt der um Einlass Bittende auch im Psalm 24. Wer den heiligen Ort betritt, soll also gewahrt werden, wie sehr er sich in seinem eigenen Leben vom Heiligen leiten lässt.

Wenden wir uns nun aber dem für uns so bedeutsamen Zeichen der Tür im Evangelium nach Johannes etwas genauer zu. Immerhin wird es in einem der sieben „Ich-bin-Worte“ Jesu zu einem Christusbild ersten Ranges erhoben. Es ist in die Rede vom guten Hirten eingewoben, in der Jesus seinen Zuhörern verkündet:

7 Amen, amen, ich sage euch:

Ich bin die Tür zu den Schafen.

8 Alle, die vor mir kamen, sind Diebe und Räuber;

aber die Schafe haben nicht auf sie gehört.

9 Ich bin die Tür; wer durch mich hineingeht,

wird gerettet werden;

er wird ein- und ausgehen und Weide finden.

10 Der Dieb kommt nur, um zu stehlen,

zu schlachten und zu vernichten;

ich bin gekommen, damit sie das Leben haben

und es in Fülle haben. (Joh 10,7-10)

Bei eingehender Betrachtung fällt auf, dass von zwei unterschiedlichen Gruppen die Rede ist, die diese Tür durchschreiten sollen. Zunächst nimmt Jesus die Hirten in den Blick, die zu den Schafen kommen. Im Blick auf das Heiligtum, vor dem wir stehen, könnte dies bedeuten, dass es eben nicht nur das Haus Gottes, sondern auch das Haus der Gläubigen, der Kirche, ist. Das sind jene, die Gott in der Nachfolge Jesu als Vater anrufen. Die Hirten haben also nicht für ihre eigene Herde, sondern die Herde Gottes zu sorgen. Mit jenen, die vor Jesus gekommen sind, werden die vielen falschen Messiasse und selbsternannten Heilsbringer gemeint sein, die auch heute noch mit den Hoffnungen und Sehnsüchten der Menschen spielen und sie allzu oft für ihre eigenen Zwecke missbrauchen. Der wahre Hirte aber findet nur durch Jesus, die Tür, Zugang zu den Schafen. Seine Speise ist es, wie Christus den Willen des Vaters zu tun (Joh 4,34) und nicht sich selbst in das Zentrum der Verkündigung zu stellen. Sonst ist er ein Dieb, der mehr von der Gemein-

de nimmt, als er bereit ist zu geben. Der Pilger, der das Heiligtum betritt, muss also darauf vertrauen dürfen, dass an diesem Ort Menschen wirken, die durch Christus, die wahre Tür, an jene herantreten, die hier um das Erbarmen Gottes bitten. Hirten, die Maß nehmen am guten Hirten, der sein Leben hingibt für die Schafe (Joh 10,11).

Im nächsten Schritt wird das Bild der Tür im Blick auf jene gedeutet, die draußen sind. Sie sind gekommen, weil sie nach Leben suchen, das diesen Namen auch verdient. In dieses Leben will Jesus sie führen, er ist die Tür zum wahren, ewigen Leben. Durch sie gilt es einzutreten, um das Heil zu gewinnen. Doch nicht nur das. In einem der nächsten „Ich-bin-Worte“ ist Jesus zugleich auch der Weg. Nur durch ihn gelangt man zum Vater (Joh 14,6). Dabei blickt der Evangelist Johannes nicht nur in die Zukunft, das so genannte Leben nach dem Tod. Jene, die glauben, tragen das Leben, das Christus ist, bereits in sich. Es hat begonnen, sie zu prägen, sie in Menschen des Lichts und der Liebe zu verwandeln. Die Weide ist ein Sinnbild für dieses Leben. Vor einigen Jahren bin ich mit einer Gruppe durch die karge Landschaft Palästinas gewandert. Da konnte ich am eigenen Leib erfahren, wie großartig die Verheißung einer grünen Weide und des Ruheplatzes am Wasser ist, auf der dieses Wort Jesu gründet.

Wer durch Christus eingegangen ist, kann auch ausgehen, um Weide zu finden. Dieses Wort ist nicht leicht zu verstehen. Wohin soll man ausziehen, nachdem man durch Christus eingezogen ist? Die großen Theologen des Mittelalters, wie Beda

Venerabilis oder Thomas von Aquin, haben darin einen Hinweis auf die Kontemplation, das Verweilen bei Gott, und die Aktion, das Sein bei den Menschen, gesehen. Auf das Bild des Pilgers, der Pilgerin vor der Tür des Heiligtums übertragen könnte das bedeuten, dass jene, die durch die Pforte der Barmherzigkeit eintreten und das Erbarmen Gottes finden, Kraft schöpfen, im Blick auf ihre Mitmenschen ebenfalls Barmherzigkeit zu üben. Das Bild von der Tür ist nicht dazu da, um einen Zufluchtsort vor einer ach so bedrohlichen Welt zu schaffen. Wer durch Christus zum Vater gelangt ist und das Leben in sich trägt, findet auch dort Leben, wo er zuvor nur Mangel erfahren hat. So kann er nun auch selbst, aus der Fülle des göttlichen Erbarmens schöpfend, Barmherzigkeit üben. Christus ist das Tor zu diesem Leben in Fülle.

In diesem Sinne ist die Tür ein Ort des Glaubens. Es liegt in der Natur von Wallfahrtsorten, dass der Pilger den Schlüssel zum Heiligtum nicht bei sich trägt. Anders verhält es sich bei der eigenen Pfarrkirche oder einer Filialkirche. Sie ist für die Menschen, die sich an diesem Ort als Glaubende regelmäßig versammeln, ein Stück Heimat. Die meisten wissen also, wo sie den Kirchenschlüssel bekommen können. An einem Wallfahrtsort ist es nicht so. Wer von weit kommt, ist darauf angewiesen, dass ihm geöffnet wird. Freilich ist die Hürde, die es zu überwinden gilt, sehr gering. Man muss nur anklopfen, dann wird einem aufgetan. Schließlich birgt die Einladung Jesu, anzuklopfen, damit geöffnet wird (Mt 7,7), auch einen Auftrag an jene, die über die Schlüsselgewalt verfügen, in sich. Wer sich dem Wort Jesu ver-

pflichtet weiß, darf das Tor zur Barmherzigkeit nicht mutwillig verschlossen halten. Andererseits aber braucht es den festen Willen des Gastes, hier Einkehr zu halten. Dies gibt er durch das Anklopfen zu verstehen. Ich bin hier. – Nimm mich auf. So klingt das Klopfsymbol, das die Pforte der Barmherzigkeit öffnet. Dies gilt auch dort, wo die Tür tagsüber offen steht. Am Tor der Barmherzigkeit ist der Ankommende, um im Bild zu bleiben, immer jemand, der anklopft, um Einlass bittet und so seine Hilfsbedürftigkeit eingesteht. Dies entspricht dem Wesen des Menschen. Er ist nicht vollkommen. Der nüchterne Blick auf diese Tatsache lässt ihn immer wieder anklopfen und ein Mehr an Leben erbitten.

Hier bin ich. – Nimm mich auf. Zu glauben bedeutet, das Leben ohne Vorbehalt in die Hände Gottes zu legen, im Vertrauen darauf, dass er bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt (Röm 8,28). In diesem Sinne stellt die Tür den Pilger vor die endgültige Entscheidung, anzuklopfen und sich von der Barmherzigkeit Gottes beschenken zu lassen. Weil man sich dem Glauben, der anklopft und bittet, verweigern kann, kann sie aber auch zu einer Stätte des Gerichtes werden. Insofern trägt die Gestalt Christi, die über vielen Kirchenportalen thront, gelegentlich auch richterliche Züge. Dies wird umso deutlicher, wenn man dem Evangelisten Johannes folgt. Wie kein anderer betont er, dass der Glaube an Jesus, den Sohn Gottes, das Gericht ist – hier und jetzt. Wer glaubt, hat das Leben, wer sich dem Glauben verschließt, aber verharret bereits jetzt im Bereich des Todes. Nur der Glaube kann ihn daraus erretten. Im Glau-

ben ereignet sich also das Gericht im Sinne der Rettung. Somit ist die Pforte der Barmherzigkeit eine Stätte des Glaubens. Wer sie durchschreitet, in der Hoffnung, dahinter Gottes Barmherzigkeit zu erfahren, erhält Einlass in das Lebenshaus des Vaters.

Auf dem Hintergrund einer langen Pilgerfahrt ist mit der Kirchentür auch der Punkt einer letzten Vergewisserung erreicht. Welches Bild von Barmherzigkeit trage ich nach allem, was sich in meinem bisherigen Leben und auf dem Weg hierher ereignet hat, in mir? Was erwarte ich mir hinter dieser letzten Tür zur Barmherzigkeit? Haben sich meine Erwartungen auf dem Weg dorthin verändert? Sind meine Vorstellungen, was Barmherzigkeit ist, gewandelt worden? Will ich wirklich eintreten – mich in die Hände anderer begeben, um Barmherzigkeit bitten und mir helfen lassen? Die Tür fordert ein letztes Ja, geklärt durch die Erfahrungen des Weges, den ich nicht nur körperlich, sondern auch in meinem Inneren zurückgelegt habe. Sie fordert uns auf, anzuklopfen, damit geöffnet wird, was längst schon offen steht.

Doch es gibt noch ein zweites Tor, das darauf wartet, aufgeschlossen zu werden. Es ist jenes, hinter dem ich mich selbst verberge. Wie es beschaffen ist, liegt an meiner Art zu leben. Es kann die Gestalt einer einladenden Kirchentür haben oder abweisen und mein Inneres in eine Festung verwandeln. Vielleicht gleicht es sogar dem Tor zum Reich des Todes, zu dem der Gekreuzigte hinabgestiegen ist. Vor dieser Tür also steht Christus. Er klopft an und bittet, dass ihm geöffnet wird: Hier bin ich. – Nimm mich auf!

Dies führt uns zur Offenbarung des Johannes, dem letzten Buch der Bibel. Dort stellt sich Christus den Leserinnen und Lesern als Türöffner vor. Er hat die Schlüssel zum Tod und zur Unterwelt (Offb 1,18). Welche Macht sollte ihm da noch widerstehen? Wie stark muss der lähmende Unglaube sein, um sich dem Bezwin-ger des Todes dauerhaft entgegenzustellen? Doch es gibt ihn immer noch und daher geht Christus mit der Kirche von Laodizäa hart ins Gericht (Offb 3,14-22). Ihr Glaube ist lau geworden, die reiche Gemeinde ist geistlich arm wie eine Kirchenmaus! Aber auch für sie gibt es Hoffnung. Die harsche Kritik ist kein Zeichen der Abweisung, sondern Ausdruck der Liebe. Nun gilt es, Ernst zu machen und umzukehren. Und dann die überraschen-de Wende. Christus erscheint den Gläubigen nicht als Richter, sondern in der Gestalt eines Menschen, der um Einlass bittet: „Ich stehe vor der Tür und klopfe an“ (Offb 3,20). Wenn also der Glaube die Sehnsucht des Menschen ist, zu Gott zu gelangen, findet er auf der anderen Seite seine Entsprechung im Willen Gottes, beim Menschen Aufnahme zu finden. Dies ist durch das Leben und die Sendung Jesu deutlich geworden. Wer ihm öffnet und Gastfreundschaft gewährt, wird mit seiner Gemeinschaft beschenkt: „Wer meine Stimme hört und die Tür öffnet, bei dem werde ich eintreten, und wir werden Mahl halten, ich mit ihm und er mit mir“ (Offb 3,20).

Betrachten wir diese Zusage Schritt für Schritt. Der Gläubige öffnet Christus die Tür, weil er seine Stimme hört. Es ist jene des guten Hirten. Er sieht ihn zwar nicht, dennoch ist er mit ihm vertraut. Er kennt seine Stimme, weil sie ihn zum Glauben

und damit ins Leben gerufen hat. Dieser Glaube trägt die Züge des Wartens. Er kann nicht darüber verfügen, wann der Herr anklopft, muss aber bereit sein zu öffnen, wenn es so weit ist. Der Evangelist Matthäus würde in diesem Schriftgespräch anmerken, dass er mit großer Vorliebe in der Gestalt des Hungernden, Dürstenden und Fremden vor der Türe steht (Mt 25,35-40). Sie zu übersehen hieße, IHN nicht wahrnehmen zu wollen. Doch drängt er sich nicht auf und verschafft sich gewaltsam den Zutritt. Echte Aufnahme entspringt stets dem freien Willen zweier Personen, sich in der Begegnung zu verschenken. Wer öffnet, man wird wohl sagen können: Wer sich öffnet, wird mit SEINER Gemeinschaft beschenkt. Sie erfährt im gemeinsamen Mahl ihre Krönung. Zu essen heißt, Lebenskraft in sich aufzunehmen. Gemeinschaft stiftet also Lebenskraft. Am Ende erscheint der Gast, der es gewagt hat zu klopfen, als jener, der imstande ist, das Wesentliche zu geben. Er begibt sich in die Hände des Hausheerrn und ermöglicht auf diese Art Kommunion, Gemeinschaft.

So stehe ich nun vor der Tür. Bevor ich anklopfe, werde ich mir bewusst, dass ER längst schon meine Nähe sucht. Die Frage ist nicht, ob sich die Tür des Heiligtums auftun wird, sondern ob er in mein Leben eintreten darf. Das Psalmenwort: „Wer darf stehn an seiner heiligen Stätte?“ (Ps 24,3) hat sich gewandelt zur Verheißung: „Ich stehe vor der Tür und klopfe an“ (Offb 3,20). Es liegt an mir zu öffnen, damit mein Leben zum Heiligtum wird, wo er sich verschenken kann.

Offen sein, ein Kennzeichen der Christen

Barmherzig zu sein heißt, ein offenes Ohr und ein aufmerksames Auge für die Bedürfnisse der Mitmenschen zu haben. Diese Sensibilität gilt es, ein Leben lang zu schärfen. Die Verbundenheit mit Gott muss sich in der Offenheit für die Armen aller Art bewähren. Dies ist eine der zentralen Forderungen von Papst Franziskus.



Jesus stellt fest, dass Barmherzigkeit nicht nur eine Eigenschaft des Handelns Gottes ist. Sie wird vielmehr auch zum Kriterium, an dem man erkennt, wer wirklich seine Kinder sind. Wir sind also gerufen, Barmherzigkeit zu üben, weil uns selbst bereits Barmherzigkeit erwiesen wurde.

(Papst Franziskus, Das Antlitz der Barmherzigkeit)

Nicht nur Heiligtümer, auch Menschen und Länder haben sichtbare und unsichtbare Türen. Da unser menschliches Leben begrenzt ist, brauchen wir offensichtlich Bereiche, die uns die Möglichkeit geben, Einlass zu gewähren oder diesen zu verweigern. Die Entscheidung, ob unsere Tore Gastfreundschaft gewähren oder ausschließen sollen, fällt nicht immer leicht. Mitunter löst der Wohlstand auch das Bedürfnis aus, zu schützen, was man erarbeitet hat. Die Zäune werden höher und die Tore schließen sich. Umso erstaunlicher sind die Berichte mancher älterer Menschen, die in großer Not aufgewachsen sind. Sie erzählen, dass man einander damals ausgeholfen hat, obwohl man selbst nicht genug hatte. Die Forderung, wer viel empfangen hat, müsse auch viel geben, scheint auf diesem Hintergrund also ein frommer Wunsch zu sein. Und dennoch ist daran festzuhalten. Wohlstand darf nicht zu Kälte und Herzlosigkeit verführen. Angesichts der großen Not vieler Menschen, die an unsere Tür klopfen, braucht es das gute Vorbild vieler, die sich ihre Großzügigkeit etwas kosten lassen: Zeit, Geld und Mitgefühl.

An der Tür zu unserem Land klopfen zur Zeit viele Menschen an. Ein Umstand, der vor allem als Problem, verbunden mit einer immer höher werdenden Zahl, gesehen wird. Für die Asylbegleiter der Caritas werden aus den „Problemen“ Gesichter, Menschen mit Schicksalen, die unsere Unterstützung brauchen.

Gelebte Barmherzigkeit ist Offenheit für jene, die anklopfen

Josef Monay, ehrenamtlicher Asylbegleiter der Caritas

Als ich hörte, dass die Caritas Asylbegleiter ausbildet, wusste ich: Das muss ich machen. In dieser Ausbildung lernte ich viel über die Situation von Asylwerbern. Dann kam es zur ersten Begegnung mit Omar. Für uns beide war sofort klar, dass wir für die nächste Zeit gemeinsam unterwegs sein werden. Omar kommt aus Aleppo in Syrien. Je näher wir uns kennen lernten und je besser er die deutsche Sprache erlernte, desto mehr erfuhr ich von ihm und seiner Flucht: Aus Syrien musste er fliehen, weil er nicht bereit war, zur Waffe zu greifen und Menschen zu töten, die auf einer Liste standen. Darauf steht in Syrien die Todesstrafe. Mit Hilfe einer Familie, die ihm Frauenkleider besorgte, konnte er in die Berge fliehen. Dort lebte er zwanzig Monate.



Omar hatte in dieser Zeit kaum etwas zu essen und zu trinken. Später ist es ihm gelungen, mit Schleppern über die Türkei nach Griechenland zu kommen. Dort besorgte er sich illegal einen slowakischen Ausweis, mit dem er dann bis Österreich gelangt ist. Die Flucht dauerte zwei Jahre und war für ihn eine sehr schlimme Zeit. Seit elf Monaten ist Omar nun in Österreich. Er bekam zwar schnell den positiven Bescheid, doch hatte er am Anfang viele Schwierigkeiten, weil er die deutsche Sprache noch überhaupt nicht beherrschte. Dann ist er zur Caritas gekommen und seither versuche ich, ihm manche Probleme aus dem Weg zu räumen.

Omar ist voller Tatendrang: Er möchte an der Universität die deutsche Sprache studieren und dann für Sozialeinrichtungen als Dolmetscher arbeiten. So gerne möchte er in seinem Gastland etwas erreichen, was seinem Leben Sinn gibt. Doch es gibt auch Tage, wo seine Gedanken ganz bei seiner Familie in Syrien sind. Bei seiner Mutter, die in einem Lager leben muss, weil das Haus von Bomben zerstört wurde – dabei starb auch sein Vater. Und besonders bei seiner Frau. Über zwei Jahre lang war sie verschollen. Erst nach der Befreiung von Al Atarib, südöstlich von Aleppo, wurde sie in einem Keller gefunden. Sie wurde mit Säure übergossen, damit sie verrät, wo sich Omar aufhält. Doch woher hätte sie wissen sollen, dass er bereits in Österreich war? Gemeinsam mit den Behörden werde ich versuchen, dass Omars Frau nach Österreich kommen und hier mit ihm in Sicherheit leben kann.

Warum ich mich ehrenamtlich für Asylwerber einsetze? Jahrelang litt ich an einer unheilbaren Lungenerkrankung. Vier Jahre musste ich Sauerstoff bekommen. In dieser Zeit ging es mir richtig schlecht. Ich konnte nichts mehr unternehmen, was das Leben lebenswert macht. Mir konnte nur noch eine Lungentransplantation helfen. Ohne diese Spende hätte ich Silvester 2010 nicht mehr erlebt. Dass ich das alles überstanden habe, macht mich sehr dankbar. Mir wurde im Leben ein zweites Leben geschenkt, jetzt ist es an der Zeit, etwas davon zurückzugeben.



V. Die Schwelle

Die Licht- und Schattenseiten des Lebens

Michael Kapeller

Ein einziger Schritt trennt mich nun noch von meinem Ziel. Unmittelbar vor mir befindet sich in den Türrahmen eingepasst eine Steinplatte, die sich etwas vom Boden abhebt. Diese Schwelle stellt für mich keine Hürde dar, sie lässt sich ohne größere Mühe mit einem Schritt überwinden. Und doch halte ich unwillkürlich inne. Dadurch werde ich aber für andere Pilgerinnen und Pilger zum Hindernis. Links und rechts drängen sie an mir vorbei ins Heiligtum. Unsicher weiche ich aus und ziehe mich etwas zurück. Wie gerne würde ich ihnen genauso schwungvoll folgen. Doch hält mich etwas zurück. Umso länger ich diese Schwelle betrachte, desto klarer wird mir: Dieser letzte Schritt erfordert meine ganze Aufmerksamkeit, er ist vielleicht der wichtigste auf diesem Weg zur Pforte der Barmherzigkeit. Diese Schwelle ist wie ein Übergang, der zwei unterschiedliche Bereiche voneinander trennt. Noch stehe ich auf dem Boden, der mir vertraut ist. Hier gelten die Gesetze meines Alltags von Geben und Nehmen, von Messen und Wägen. Vor mir aber liegt der Raum des Heiligen. Natürlich ist mir auch dieser Bereich von vielen Besuchen in Kirchen vertraut und ich weiß mich darin zu bewegen. Die Erfahrungen meines bisherigen Weges und die geöffnete Türe der Pforte der Barmherzigkeit lassen mich aber noch immer zögern. Plötzlich drängt sich in meine tastenden Überlegungen eine ferne Erinnerung aus meiner Schulzeit. Ich sehe mich selbst, wie ich als Sechzehnjähriger in

meinem Zimmer sitze und auf eine Seite mit Lateinvokabeln starre. Mitten unter all den Wörtern befindet sich ein Begriff, der sich einfach nicht in meinen Gehirnwindungen abspeichern lässt. Mehrmals murmle ich das Wort „fanum“ vor mich hin und weiß selbst beim dritten Durchgang noch nicht, dass dieser Begriff „Heiligtum“ bedeutet. Dann aber fällt bei mir im wahrsten Sinne des Wortes der Groschen: Fanum hängt mit „profan“, mit unheilig oder auch weltlich, zusammen. Durch diese Erkenntnis habe ich mir dieses Vokabel nicht nur bis zur Prüfung, sondern bis heute gemerkt. Doch erst jetzt erahne ich, dass hinter dieser „Eselsbrücke“ noch weit mehr steckt: Die Römer legten zuerst fest, was das Heilige ist und sahen im Weltlichen all das, was sich vom Heiligen unterscheidet. Der Weg führt also nicht vom Weltlichen zum Heiligen sondern genau umgekehrt. Erst die Begegnung mit dem Heiligen vermittelt die Kenntnis dessen, was nicht zu diesem besonderen Bereich gehört. So verharre ich noch immer vor der Schwelle und vergleiche den Boden, auf dem ich stehe, mit den Steinplatten, die sich etwas tiefer im Heiligtum ausbreiten. Durch die Schuhsohlen spüre ich die Erde, die mich trägt und begreife mich als ein Teil dieser Schöpfung. Im großen Hymnus am Anfang der Bibel werden Himmel und Erde als Werk Gottes besungen. Dabei wird die besondere Qualität jedes Teiles dieser Schöpfung mit dem sechsmal wiederkehrenden Ruf unterstrichen: „Gott sah, dass es gut war“ (Gen 1,10). Dieser Kehrsvers ist wie eine Klammer, die den inneren Zusammenhang der Schöpfung hervorhebt. Alles entspringt dem Willen Gottes und alles hat, so wie es ist, seinen Platz. Der Ruf „Gott sah, dass es gut war“ ist aber auch wie ein Güte-

siegel, das Gott der ganzen Schöpfung einprägt. Es zeichnet nicht nur das Heilige, sondern auch das Profane aus. Dadurch verliert aber die vor mir liegende Schwelle nicht ihre Bedeutung. Sie bleibt und markiert nach wie vor den Übergang in eine andere Sphäre. Doch ich begreife: Diese Bereiche sind miteinander verbunden und gehen wohl auch oft ineinander über. Wenn ich nun diesen entscheidenden Schritt wage, dann mit all dem, was in mir heil und heilig, aber auch mit all dem, was in mir unheilig und verletzt ist.

Unaufhaltsam wandern nun meine Gedanken zurück auf meinen bisherigen Lebensweg. Dabei tauchen Menschen auf, die mir den Weg ins Leben geebnet haben, die an mich glaubten und mir zutrauten, dass ich meine Ziele erreichen kann. Sie waren für mich da, in hellen, aber auch in dunklen Stunden und sie reichten mir die Hand auch dann, wenn ich mich von ihnen abwandte und ihre Ratschläge missachtete. Ihre Nähe hat mein Zutrauen gestärkt, dass das Fundament meines Lebensweges nicht brüchig ist wie das Eis auf einem See im Frühling, sondern hält und trägt. Dadurch sind sie zu einem wertvollen Teil meines Lebens geworden. Die Beziehung mit ihnen hat mich schon früh etwas von dem erahnen lassen, was mir auf meinem Pilgerweg durch das Betrachten der offenen Türe als Zeichen der Nähe Gottes aufgegangen ist. Nach diesem ersten Blick auf mein Leben zoomte ich mich nun wie mit einem Teleobjektiv näher. Dabei verschwimmen die Konturen der Situationen und der Personen, die mein Leben bis heute prägten. Im Zentrum des Bildes sehe ich nun allein mich selbst: zuerst als Kind, dann

als Jugendlichen und schließlich als Erwachsenen. Überscharf stehe ich mir selbst gegenüber. Dieses Bild kaschiert nichts von dem, was mein Leben ausmacht. Ich werde mit jeder Falte und jeder Narbe konfrontiert. Am liebsten würde ich nun diese Fotoschau meiner inneren Kamera mit dem „Aus“-Knopf beenden. Zugleich aber faszinieren mich diese Bilder und ich vermag den Blick nicht abzuwenden. Denn mit der Zeit erkenne ich neben meiner Gestalt einen Schatten, der mir auf Schritt und Tritt folgt. Teilweise verdeckt er sogar die Gestalt. Wie immer ich aber auch den Blickwinkel zu ändern versuche, er lässt sich nicht abschütteln und folgt mir überall hin. Je nach Lichteinfall ist er das eine Mal klein und das andere Mal übermächtig und bedrohlich. Ich komme also nicht umhin, ihn mir näher anzuschauen. Was ich dabei zu sehen bekomme, ist wie ein Schlag in die Magengrube. In diesem Schatten begegnen mir verdichtet Situationen, in denen ich Menschen weh getan habe und wo ich anderen Personen und mir selbst etwas schuldig geblieben bin. Zum Vorschein kommen aber auch Gewohnheiten und Eigenschaften, die sich im Laufe der Zeit in mir breitgemacht haben und meinem Umfeld zu schaffen machen. Gerne würde ich jetzt die Ebene wechseln, wieder die Gestalt betrachten und mich mit den Worten beruhigen: „So schlimm ist das alles ja auch wieder nicht und in Summe gesehen bist du ja doch ein ziemlich angenehmer Zeitgenosse!“ So einfach möchte ich mich aber nicht aus der Verantwortung stehlen. Fieberhaft suche ich nach einem Verständnis meines Schattens jenseits von Kleinreden und Selbstabwertung.

Fündig werde ich im alttestamentlichen Buch Jona. Dort ist gleich von zwei Schattenerfahrungen die Rede. Zuerst geht es um Ninive, deren Schlechtigkeit bis zum Herrn gedrunken ist (Jona 1,2). Diese Stadt soll der Prophet mit dem Ruf „Noch vierzig Tage, und Ninive ist zerstört“ (Jona 3,4) zur Umkehr führen. Doch auch Jona hat mit seinem Schatten zu kämpfen. Er macht sich zwar auf den Weg, jedoch nicht nach Ninive, sondern über das Meer nach Tarschisch. Auf hoher See passiert das Unvermeidliche. Ein Sturm zieht auf und das Boot droht auseinanderzubrechen. Erst langsam stellt sich heraus, dass Jona vor seinem Gott auf der Flucht ist. Als die Situation immer bedrohlicher wird, fordert Jona die Seeleute auf, ihn über Bord zu werfen und sogleich hört das Meer auf zu toben. Der Prophet geht jedoch in seinem Schatten nicht unter. Vielmehr schickt ihm der Herr einen großen Fisch, in dessen Bauch er drei Tage und drei Nächte verbringt. Diese Zeit wird für ihn zur Schwellenerfahrung. Denn nun wendet er sich direkt Gott zu. In seinem Gebet klagt er jedoch nicht über seine missliche Lage und bittet Gott auch nicht, ihn aus diesem Dunkel zu befreien. Vielmehr stimmt er ein Danklied an, das im Bekenntnis gipfelt: „Vom Herrn kommt die Rettung!“ (Jona 2,10). Jona ist sich also selbst in diesem Dunkel gewiss: In seiner Barmherzigkeit wird Gott ihn lebendig aus dem Grab heraufholen. Nach diesem Gebet speit der Fisch ihn an Land und der Prophet erhält ein zweites Mal den Auftrag, nach Ninive zu gehen. Diesmal wird er im Sinne Gottes aktiv. Die Menschen von Ninive begreifen, worauf es ankommt und ändern ihr Leben. Doch holt Jona sein Schatten selbst jetzt

wieder ein und er bedauert, dass Gott von der Strafe gegenüber Ninive abrückt.

Wie aus einem Traum kehren meine Gedanken zur Schwelle der Pforte der Barmherzigkeit zurück. Dabei lässt mich die Erzählung von Jona nicht los. Vielleicht ist es gar nicht so entscheidend, seinen Schatten loszuwerden? Vielleicht geht es darum, irgendwie mit ihm fertig zu werden? Das Beispiel des Propheten Jona ist tröstlich, aber auch beunruhigend. Zugleich habe ich aber den Eindruck, dass mir für meinen Umgang mit meinem Schatten noch ein wichtiges Mosaiksteinchen fehlt. Dabei kommt mir eine besondere Darstellung in den Sinn, die in etlichen mittelalterlichen Kirchen – so auch am Hauptportal des Gurker Domes – zu sehen ist. Im rechten Türflügel ragt eingebettet in eine Ranke der Oberkörper Jesu aus einem Fischmaul. Die Anspielung an Jona ist unschwer zu erkennen. Grundgelegt ist diese Parallele bereits im Matthäusevangelium, wo es heißt: „Denn wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Innern der Erde sein“ (Mt 12,40). Doch der im Türrelief dargestellte Christus ist nicht wie Jona verborgen im Fischbauch, sondern er befindet sich bereits im Fischmaul. Dabei scheint er sich nicht aus dem Fisch befreien zu wollen und der Fisch speit ihn auch nicht aus. Vielmehr verbindet der auferstandene Christus das Dunkel des Todes mit dem Licht des neuen Lebens. Wieder taucht vor meinem inneren Auge die Gestalt mit ihrem Schatten auf. Der Schatten wirkt nun aber nicht mehr so bedrohlich und abstoßend. Zunehmend wird mir klar, wie sehr er

mit dieser Gestalt verbunden und dass er letztlich ein Teil von mir ist. Vielleicht muss ich ihn gar nicht loswerden, sondern ihn einfach nur annehmen.

Meine Gedanken kehren wieder zur Pforte der Barmherzigkeit zurück. Abermals wandert die Aufmerksamkeit zu meiner inneren Bilderschau. Die Gestalt und ihr Schatten scheinen beinahe eine Einheit zu bilden. Dadurch erweitern sich meine Grenzen und ich entdecke neue Wege, mit ihnen umzugehen. Doch erblicke ich einen weiteren Schatten. Er kommt aber nicht von der Gestalt selbst, sondern legt sich von „außen“ auf sie. Dabei handelt es sich jedoch nicht nur um meinen Schatten. Auf meinem Lebensweg tauchen gleich mehrere davon auf, verdunkeln die Gestalt und drücken sie förmlich zu Boden. Nach einiger Zeit verschwinden sie dann wieder und hinterlassen doch ihre Spuren. Wie ein Filter bewirken sie, dass sich die strahlenden Farben der Gestalt zunehmend verdunkeln. Ich merke, wie es mir die Kehle zuschnürt. Bei diesen Schatten handelt es sich um das Leid, das mir durch andere Menschen – teils unbewusst, teils willentlich – zugefügt wurde. Traurig und ohnmächtig wende ich mich ab. An der Kante der Schwelle zur Pforte der Barmherzigkeit haben sich zwei Birkenblätter verfangen. An dieser kleinen Erhöhung endet ihr Weg. Ein Weiterkommen ist nicht mehr möglich. Die Schwelle bewirkt, dass Schmutz und Wasser nicht in das Heiligtum eindringen können. So eine Schutzfunktion wünsche ich mir auch gegen diese bedrohlichen Schatten und gegen ihre Folgewirkungen, die mich noch immer belasten. Manche davon sind kaum mehr spürbar. Klärende Gespräche

und ehrliches Bedauern haben sie heilen lassen. Andere wiederum schmerzen nach wie vor. Ein Gespräch ist noch nicht oder nicht mehr möglich. In meine Trauer mischen sich immer deutlicher Wut und Ärger. Wie viel an Lebensqualität geht mir dadurch verloren! Plötzlich drängt sich in mein Nachdenken der Begriff „Versöhnung“. Entrüstet möchte ich ihn verscheuchen. Gefordert ist doch wohl eher, dass die Menschen, die mir Unrecht zugefügt haben, dieses wiedergutmachen und sich bei mir entschuldigen. Andererseits bin ich es, der immer noch an den Auswirkungen leidet. Aber kann ich wirklich etwas gegen diese Verdunkelungen meiner inneren Gestalt ausrichten? Also probiere ich es doch mit der „Versöhnung“ und taste mich behutsam voran. Versöhnung meint hier für mich nicht: „Das war nicht so schlimm, vergiss es einfach und geh zur Tagesordnung über!“ Zugleich ist mir auch bewusst, dass einer wirklichen Versöhnung eine Auseinandersetzung mit dem Menschen vorausgeht, der mir Unrecht zugefügt hat. Wenn dies nicht möglich ist, kann sich dieser Schritt auch nicht unmittelbar auf diesen Menschen richten. Denn auf sein Verhalten habe ich kaum Einfluss. Dennoch möchte ich mit mir selbst wieder ins Reine kommen. Ich möchte mich mit dem versöhnen, was mir zugefügt wurde. Loswerden kann ich die Narben nicht, doch vielleicht heilen sie besser, wenn ich ihr Vorhandensein akzeptiere. Vielleicht ändert dies sogar etwas an meiner Sichtweise der Person gegenüber, die mir Schaden zugefügt hat. Dieser Prozess ist mühsam und anstrengend und ich fühle mich dabei ein wenig wie ein ungeübter Bergsteiger. Doch immerhin habe ich jetzt ein Ziel vor mir und zeichnet sich für mich ein Weg ab.

Erschöpft suche ich mir in der Nähe des Heiligtums eine Bank und ruhe mich ein wenig aus. Die Luft ist lau und die Sonne wärmt mich angenehm. Ich gönne mir ein wenig Zeit zum Verschnaufen und lasse die besondere Atmosphäre des Gotteshauses auf mich wirken. Doch diese angenehme Stimmung währt nicht lange. Eine dunkle Wolke schiebt sich vor die Sonne, dadurch wird es merklich kälter. Ich möchte aufstehen, mich bewegen und bleibe doch sitzen. Dieser Wechsel von Sonnenschein und Wolken führt mich wieder zurück auf meinen Lebensweg. Denn mit der Lichtquelle, die die Gestalt erleuchtet und die Schatten einmal groß und dann wieder klein erscheinen lässt, habe ich mich bislang noch nicht befasst. Nun sehe ich die Gestalt und ihren Schatten in einem neuen Licht. Auch in meinem Leben gibt es immer wieder den Wechsel von Sonnenschein und Wolken. In Phasen, in denen die Gestalt angestrahlt wird, tritt sie deutlicher hervor. Zugleich zeichnet sich dadurch auch der Schatten klarer ab. Durch das Licht kommt also das Gute zum Vorschein und lässt sich zugleich auch das Negative, der Schatten, deutlicher wahrnehmen.

Seine Strahlkraft erhält dieses Licht gewiss auch von den Menschen, die mich bislang durchs Leben begleitet haben. Als gläubiger Christ bringe ich dieses Licht aber auch mit Gott in Verbindung. Dabei kommt mir das Johannesevangelium in den Sinn. Dort ist gleich mehrmals vom Licht die Rede. So auch in einem Vers, der mich schon längere Zeit begleitet: „Als Jesus ein andermal zu ihnen redete, sagte er: Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben“ (Joh 8,12). In diesem

Vers wird hervorgehoben, dass Jesus Licht für die Welt ist. Diese Aussage wird mit den Worten „ich bin“ verstärkt. Das Johannes-evangelium weist mit seinen insgesamt sieben „Ich-bin-Worten“ in bildhafter Rede darauf hin, was der Kern der Sendung Jesu ist. In diesem Fall lautet die zentrale Botschaft: In Jesus begegnet uns Gott, der das Licht und Leben dieser Welt ist. In weiterer Folge führt Jesus zwei Weisen des Umgangs mit diesem Licht vor Augen: Es ist möglich, sich von diesem Licht abzuwenden und in der Finsternis umherzugehen oder dem Licht nachzufolgen und das Licht des (ewigen) Lebens zu erlangen. Die Trennlinie ist scharf gezogen. Doch ist der Gegensatz nicht absolut. Denn wenn sich ein Mensch vom Licht abwendet, kann er damit die Lichtquelle nicht einfach verdunkeln. Für Johannes ist das Licht stärker als die Finsternis. Die bedingungslose Annahme des Menschen durch Gott lässt sich auch durch die Abkehr des Menschen nicht außer Kraft setzen. Diese Überlegungen führen mich wieder zurück zu meiner inneren Gestalt. Auf meinem Lebensweg entdecke ich Abschnitte, wo sie sich deutlich dem Licht zuwendet und danach ausrichtet. Dann folgen aber auch Etappen, wo dieses Licht eher eine untergeordnete Rolle spielt. Wie verhält es sich nun aber mit den Schattenerfahrungen meines Lebens? Erschrocken stelle ich fest: Diese Schatten sind auch in den Phasen nicht ausgeblieben, in denen sich die Gestalt ganz vom Licht hat leiten lassen. Plötzlich wirkt es so, als wäre die Sonne hinter einer dichten Wolkendecke verschwunden. Die Gestalt erscheint blass und dunkel, als hätte sie der Schatten schwarz eingefärbt. Diese Beobachtung lässt mich nicht los. Ist das Licht Gottes also doch schwächer als die

Finsternis meiner eigenen Unzulänglichkeiten und des Leides, das mir durch andere zugefügt wurde? Wenn Gott das Licht ist und Leben schenkt, warum gibt es dann Krankheiten, Leid und Gewalt? Bei diesen Fragen schwirrt es in meinem Kopf wie in einem Bienenstock. Dabei wird das Fragezeichen immer größer und der Wunsch nach einer plausiblen Antwort immer drängender. Hektisch suche ich meinen Lebensweg nach einem Hinweis ab, der mich weiterführen könnte. Dabei mache ich zwei Beobachtungen: Nicht alle Schattenerfahrungen blieben negativ. Aus einzelnen dunklen Ereignissen entwickelte sich etwas Neues, etwas Gutes. Weiters geht mir auf: Selbst die dunkelsten Schatten vermochten das Licht nicht völlig auszulöschen. Die Fragen aber bleiben.

Mich friert. Ruckartig stehe ich auf und schlage wieder den Weg zur Pforte der Barmherzigkeit ein. Dabei bin ich nicht allein. Noch immer treffen Pilgerinnen und Pilger ein, steuern die Pforte an und möchten so ins Heiligtum gelangen. Erst jetzt fällt mir auf der Schwelle eine Vertiefung auf. Viele Menschen sind durch Jahrhunderte hindurch über diesen Stein geschritten, sodass er durch die Füße zahlreicher Generationen geformt ist. Scharfe Kanten sind rund und glatt getreten und bilden gleichsam ein Rinnsal, durch das die Eintretenden in den Raum geleitet werden. So sind die Vielen, die an diesem Ort Barmherzigkeit gesucht haben, ein Teil dieser Schwelle geworden. Nun werde auch ich – kaum merklich, aber doch – auf dieser Schwelle meine Spuren hinterlassen. In diesem Moment nähert sich eine alte Frau mit zwei Krücken der Pforte. Jeder Schritt bereitet ihr

sichtlich Mühe. Die Stufe von der Schwelle ins Heiligtum hinab kann sie ohne Unterstützung nicht überwinden. Hilfesuchend blickt sie umher. Außer mir ist aber niemand da, der ihre Not wahrnimmt. Nun bin ich gefordert. Noch zögere ich ein wenig, denn das Überschreiten der Schwelle habe ich mir doch ein wenig anders vorgestellt – würdiger, bewusster und irgendwie feierlicher, als es jetzt möglich ist. Dennoch wende ich mich der Frau zu und hake mich behutsam unter. Sogleich spüre ich, wie sie ihr Gewicht verlagert und sich von mir führen lässt. Ihren Blick hat sie angestrengt auf den Boden gerichtet. Unmittelbar vor der Schwelle hält sie noch einmal kurz inne. Als müsste sie für diesen Schritt all ihre Kraft sammeln. Vorsichtig verstärke ich meine Unterstützung, bis ihr linkes Bein die Schwelle überwindet und sicher auf der Stufe aufruht. Schwungvoller als erwartet zieht sie das rechte Bein nach. Erst jetzt hebt sie ihren Kopf, neigt sich mir zu und bedankt sich mit einem leisen, beinahe geflüsterten „Vergelt`s Gott“. Ich nicke ein wenig verlegen und folge ihr auf die Schwelle. Dabei ändern sich die Kräfteverhältnisse. Jetzt stützt die Frau mich. Sie gibt mir Zeit und wartet, bis ich bereit bin für den entscheidenden Schritt.

Die Schwelle der Barmherzigkeit

Für Papst Franziskus ist das Überschreiten der Schwelle nicht zuerst ein aktiver Vorgang, sondern ein Geschenk Gottes. Dieses Geschenk ist jedoch kein unverbindliches Präsent. Wer es entgegennimmt, erfährt darin die Verpflichtung, in derselben Weise am Nächsten zu handeln. Dabei geht es bei dieser Verpflichtung jedoch nicht um einen Auftrag oder eine Forderung, die von außen an den Menschen herangetragen wird. Sie ergibt sich vielmehr aus der Erfahrung des Beschenktseins selbst. So berichtet der Apostel Paulus in seinen Briefen mehrmals, dass ihn die Liebe Christi förmlich zu seinem Dienst als Apostel drängt (siehe 2 Kor 5,14) und er gar nicht anders kann, als diese Erfahrung mit anderen zu teilen.



Wenn wir die Heilige Pforte durchschreiten, lassen wir uns umarmen von der Barmherzigkeit Gottes und verpflichten uns, barmherzig zu unseren Mitmenschen zu sein, so wie der Vater es zu uns ist.

*(Papst Franziskus,
Das Antlitz der Barmherzigkeit)*

Sich am Mitmenschen barmherzig zu erweisen, erfordert aber viel Fingerspitzengefühl. Denn vielen Menschen fällt es schwer, Hilfe anzunehmen. Besonders deutlich wird dies im Alter, wenn die Kräfte nachlassen und die Bewältigung des Alltags zunehmend mehr Mühe bereitet. In solch einer Situation kann es rasch dazu kommen, dass der Verlust der Selbstständigkeit als Einschränkung der persönlichen Autonomie und Würde erlebt wird. In vielen Pflegeheimen bemüht sich das Personal, ältere Menschen in ihrer Persönlichkeit wahrzunehmen. Dabei werden sie unter anderem vom ehrenamtlichen Besuchsdienst der Caritas unterstützt. Diese Männer und Frauen begleiten besonders ältere Menschen, die wenig oder gar keinen Kontakt zu Angehörigen und Freunden haben. Sie nehmen sich für diese Menschen Zeit, gehen auf ihre Bedürfnisse ein und vermitteln ihnen das Gefühl, als Mensch wertvoll zu sein. In dieser Zeit wächst nicht selten ein Band der Freundschaft, an dem sie sich auch dann noch festhalten können, wenn sie die Schwelle von diesem in ein anderes Leben überschreiten.

Gelebte Barmherzigkeit bedeutet, einfach für den Nächsten da zu sein

Katharina Schmidt, ehrenamtlicher Besuchsdienst der Caritas

Ich habe eine Betätigung gesucht, die ich mit dem Herzen tun kann und die mich erfüllt. Mein Weg führte mich ins Pflege- und Altenheim Haus Martha der Caritas in Klagenfurt. Dort besuche ich seit Oktober 2014 einige Damen als ehrenamtlicher Besuchsdienst.

Man sollte keine Erwartungen haben, dafür aber mit viel Liebe, Freude, Zeit, Geduld, Feingefühl und Wertschätzung für ältere Menschen hingehen. Es ist nicht immer leicht, mit den Gefühlschwankungen, Ängsten und Panikattacken umzugehen. Oder wenn ich von den Damen gefragt werde: „Wann darf ich nach



Hause? Wo ist mein Mann?“ – Was darf ich jetzt tun? Streicheln, in den Arm nehmen oder nur da sein, das Gefühl geben, da ist jemand, der für sie da ist?

Meine persönlichen Erfahrungen sind sehr wichtig, aber auch die Seminare über Demenz und Validation, durch die ich sehr viel dazugelernt habe. Meine Dame ist zunächst nicht sehr gesprächig gewesen. Ich beobachtete sie und stellte mit der Zeit fest, dass sie eine Vorliebe für Schokokuchen hat. Das nächste Mal nahm ich einen selbst gebackenen Kuchen mit und der erste Schritt war getan. Es ist aber sehr wichtig, immer mit den Schwestern und Pflegerinnen zu reden, was man geben darf, was die Damen noch essen dürfen. Im Herbst habe ich Lavendel vom Garten mitgenommen, sie hat von sich aus von ihrem Garten erzählt, den sie hatte. Wir lieben beide Katzen, sie sagt, die sind so beruhigend und schnurren so schön. Im Heim habe ich ein Buch über Sehenswürdigkeiten aus Kärnten entdeckt; ich befragte meine Dame über dieses und jenes. So konnte ich ihr Altzeitgedächtnis anregen und sie konnte mir sehr viel erzählen. Besonders der Lido-Strand hatte es ihr angetan. Sie ist früher sehr oft im Wörthersee geschwommen und im Winter ging sie darauf auch eislaufen. Außerdem ist sie ein Italien-Fan. Ich habe darüber sehr viel erfahren können, ihre Augen strahlten dann immer. Einmal sagte sie zum Abschied zu mir: „Ciao, bella.“

Eines Tages war meine Dame im Bett, da es ihr nicht so gut ging. Ich fragte, ob ich bleiben darf und sie sagte: „Ja, gerne.“ Sie lag im Halbschlaf. Jedes Mal, wenn sie die Augen aufschlug und mich

ansah, kam ein Lächeln auf ihre Lippen. Gibt es ein schöneres Danke? Die stille Kommunikation, mit Augen oder Lächeln, ist sehr schön und gibt mir Freude und innere Zufriedenheit.

Ich besuche auch eine Frau, die schon in ihrer eigenen Welt lebt, aber wenn ich sie leise anspreche und streichle, richten sich ihre Augen zu mir. Dies ist für mich immer eine sehr schöne Erfahrung.

Gestern hatten wir einen sehr harmonischen Ausflug ins Minimundus und dann noch ein Picknick beim Wörthersee. So verbringen wir unsere gemeinsamen Stunden. Das Schöne daran ist, ich lebe noch bewusster in meinem Sein. Ein Sprichwort zum Schluss: Ohne Erfahrung sind Worte nur Worte.

VI. Im Heiligtum



Annahme und Verwandlung

Klaus Einspieler

Nun stehe ich im Heiligtum, eingetaucht in mystisches Licht, das durch die Fenster dringt und sich mit dem warmen Schein der Kerzen vermengt. An den Wänden haften die Gebete unzähliger Gläubiger. Auf dem Dank für das Gute liegen die Bausteine der Bitte, Gott möge doch auch angesichts der gegenwärtigen Not wieder seine Barmherzigkeit zeigen. Wie viel Not – Kriege, Seuchen, Armut und unbeherrschbare Naturgewalt – hat dieser Ort im Laufe der Jahrhunderte wohl schon gesehen. Doch sie hat die Menschen nicht erdrückt. Demgemäß ruht auf dem Rufen aus tiefer Not wieder der Dank für das erfahrene Heil, das erneut die Hoffnung auf das Erbarmen in sich birgt. So haben Dank und Bitte mit der Zeit eine Kathedrale des Gebets errichtet, an der auch heute noch gebaut wird, wo auch mein Jubeln oder Seufzen bei Gott ankommt und auf offene Ohren stößt.

Was aber macht diesen Ort zum Heiligtum? Es sind die Menschen, die sich Generation um Generation nach Gott ausrichten. Hier vernehmen sie die Zusage, dass sie von ihm angenommen sind. Das Heiligtum bringt dies in verdichteter Form zum Ausdruck. An den prägenden Stellen erfahre ich in zahlreichen Fassetten die Zusage: Als Getaufte lebe ich aus dem Glauben, von Gott angenommen zu sein. Alles im Heiligtum – der Taufbrunnen, der Ambo, der Altar, der Tabernakel – atmet den Geist dieser Verheißung. Es ist also nicht die Örtlichkeit an sich, die den Bereich, auf dem das Heiligtum steht, zu heiligem Boden

macht. Man hätte an diesem Platz auch Gemüse anbauen oder ein Geschäft errichten können. Damit hätte man sogar einen wirtschaftlichen Nutzen daraus gezogen, zumal die Heiligtümer in vielen Dörfern und Städten in bester Lage stehen. Darauf hat man offenbar verzichtet. Man hat diesen Boden der Logik von Arbeit und Gewinn entzogen, wissend, dass der Mensch nicht nur von Brot lebt (Dtn 8,3). Er soll zu sich kommen und den Blick von unten nach oben richten, um jene, die neben ihm stehen, angemessen wahrnehmen zu können. Das Wort heilig verweist also auf die Andersartigkeit dieses Raumes: Menschen werden hier mit Wasser übergossen, jedoch nicht, um sie körperlich zu reinigen oder zu erfrischen, sie essen und trinken, jedoch nicht, um den Durst zu löschen und Nahrung aufzunehmen, sie hören zu, aber nicht um der Information oder Unterhaltung willen. Dieser Ort ist anders und darum ist er heilig.

Damit ist das Wesentliche aber noch nicht auf den Punkt gebracht. Dieser Ort ist nämlich nicht deshalb anders, weil wir es so wollen. Freilich haben einst Menschen den Bauplatz zur Verfügung gestellt, die Mittel für den Bau aufgebracht und ein Bischof schließlich die Weihe vollzogen. Das alles war jedoch nur möglich, weil sich Gott dem Menschen zuwendet und finden lässt. Das Besondere des Heiligtums ist, dass hier die Annahme des Menschen durch Gott sichtbar werden soll – freilich nur für jenen, der es mit den Augen des Glaubens betritt. Für alle, die nicht glauben können oder wollen aber bleibt vielerorts zumindest die Frage, was Menschen bewogen hat, so viel einzusetzen, um der Begegnung mit Gott diesen Rahmen zu geben, wo sie doch wussten, dass man den Vater überall anbeten kann, näm-

lich im Geist und in der Wahrheit (Joh 4,23). Die christliche Kirche ist keine Trutzburg oder Sonderwelt, die man am besten nie verlässt. Was in ihr erfahrbar wird, kann und muss auch um sie herum sichtbar werden, wo Menschen glauben. Man könnte das mit einem Stein vergleichen, der ins Wasser geworfen wird. Von ihm geht der Impuls aus, der das Wasser christlichen Daseins in Bewegung bringt. Die Kraft schöpfen wir nicht aus uns heraus, im Sinne eines mentalen Trainings, das helfen soll, alle Ressourcen zu aktivieren. Sie kommt von oben, als Geschenk. Die Barmherzigkeit, die wir hier erfahren und feiern, ist die Barmherzigkeit Gottes, von der unser Leben befruchtet wird, um sich im Miteinander des Alltags zu bewähren.

Es geht also um uns Menschen, um mich, nicht um das Bauwerk. Während das Neue Testament an steinernen Heiligtümern nahezu demonstratives Desinteresse zeigt – die Offenbarung des Johannes betont sogar ausdrücklich, dass ein solches im himmlischen Jerusalem fehlt –, hebt Paulus hervor, der Leib jener, die an Christus glauben, sei zum Tempel des Heiligen Geistes geworden (1 Kor 6,19). Es ist bemerkenswert, dass der Völkerapostel in diesem Zusammenhang so eindringlich auf den Leib verweist. Dieser ist nämlich im biblischen Denken der Ort der Begegnung von Mensch zu Mensch, wobei man nicht nur einen Leib hat, sondern in der Gestalt des Leibes existiert. Der Leib ist also jene Daseinsform des Menschen, die ihn ausdrücklich auf sein Gegenüber verweist. Als Christ bin ich berufen, in dieser Weise meiner Existenz ein Heiligtum zu sein, eine Stätte der Barmherzigkeit, die vom Erbarmen Gottes lebt und daran teilhaben lässt.

Dies betrifft jedoch nicht nur mich selbst, also den einzelnen Christen, sondern auch die Gemeinschaft der Glaubenden. Paulus nennt sie ebenfalls Tempel Gottes, weil der Geist Gottes darin wohnt (1 Kor 3,16-17). Dies wird im Brief an die Epheser in ein wunderbares Bild gegossen, das die Symbolik des christlichen Kirchenbaus maßgeblich geprägt hat. Gerade angesichts dessen sei jedoch betont: Der Verfasser dieser Worte spricht nicht von einem Bauwerk, sondern von der Gemeinschaft der an Christus Glaubenden, wenn er sagt:

²⁰ Ihr seid auf das Fundament der Apostel und Propheten gebaut; der Schlussstein ist Christus Jesus selbst.

²¹ Durch ihn wird der ganze Bau zusammengehalten und wächst zu einem heiligen Tempel im Herrn. (Eph 2,20-21)

Wie ein Heiligtum für jene da ist, die Gottes Angesicht suchen, so ist es auch die christliche Gemeinde. Der in Gemeinschaft gelebte Glaube ist für jene, die noch nicht zu ihr gehören, der Ort, an dem sie erfahren, dass auch sie von Gott angenommen sind. Es ist bemerkenswert, dass es in den ersten drei Jahrhunderten des Christentums keine augenfälligen Kirchengebäude gegeben hat. Was dem Außenstehenden aufgefallen ist, war die Art, wie Christen lebten. Dass es unter ihnen keinen gab, der Not litt (Apg 4,34), war nicht nur ein Idealbild aus frühen Tagen, sondern Richtschnur für den Umgang mit den Armen und Schwachen. Insofern waren die Christen Heiligtum im besten Sinne des Wortes: Ein Ort des Heils, weil hier Menschen wohltuend anders lebten und so erfahrbar wurde, was es heißt, angenommen zu sein.

Durchschreiten wir nun nach diesen grundsätzlichen Überlegungen gemeinsam das Heiligtum. Das erste, das mir begegnet, wenn ich eine Kirche betrete, ist ein Becken mit geweihtem Wasser. Es will meine Aufmerksamkeit auf den Taufstein oder Taufbrunnen, wo mein christliches Leben seinen Anfang genommen hat, lenken. Niemand wird als Christ geboren. Der Geburtsort des Christen, der Christin, ist nicht der Kreißsaal oder das Elternhaus. Es ist der Taufbrunnen, an dem der Mensch zu neuem, ewigem Leben geboren wird. Daher wird er auch Mutterschoß der Kirche genannt. Wie der Mensch im Mutterleib von Fruchtwasser umgeben ist und daraus ins Leben gehoben wird, so bin ich als Täufling eingetaucht worden in die Hingabe Jesu, um mit ihm, dem Auferstandenen, als Kind des Lichts zu leben. Das Bild vom Mutterschoß verweist zudem auf die Barmherzigkeit Gottes. Die hebräische Bezeichnung *rh*m kann nämlich im Deutschen, wie wir bereits gesehen haben, sowohl Barmherzigkeit als auch Mutterschoß bedeuten. So ist der Taufbrunnen als Mutterschoß der Kirche zugleich ein Ort der barmherzigen Liebe des dreifaltigen Gottes. Wenn ich eine Kirche betrete und mich am Weihwasserbecken mit den Worten „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ bekreuzige, richte ich mich somit auf ihn aus, im Blick auf den Taufbrunnen, den ersten und grundlegenden Ort der Annahme meiner selbst durch Gott.

Wie grundlegend der Vorgang der Annahme auch im zwischenmenschlichen Gefüge ist, zeigt folgender Brauch aus biblischer Zeit: Wenn ein Kind geboren wurde, brachte man es zum Vater und legte es ihm in den Arm. Dieser sprach: „Mein Sohn bzw.

meine Tochter bist du“ und nahm es auf diese Weise als sein Kind an. Spuren dieses Geschehens finden sich vor allem in den Psalmen (zum Beispiel in Ps 2,7 und 22,11). Ähnliches ereignet sich auch bei der Taufe Jesu. Als er aus dem Wasser steigt, hört er die Stimme Gottes: „Du bist mein geliebter Sohn“ (Mk 1,11). Dieses Wort gilt jedem, der getauft ist: Du bist mein geliebter Sohn, du bist meine geliebte Tochter. Das erste Wort Gottes an uns ist also die Zusage, dass er uns angenommen hat.

In der Taufe wird die Annahme des Menschen durch Gott gefeiert. Sie ist das Sakrament unserer Befreiung und Erlösung. Was aber heißt das? Das Wort Erlöser lässt sich auf den Löser in alttestamentlich-biblischer Zeit zurückführen. Er hatte die Pflicht, wenn ein Verwandter in Not geraten war, seinen verpfändeten Grundbesitz auszulösen und so der Familie die Lebensgrundlage zu erhalten. Bearbeiten musste sie den Acker im Sinne der Eigenverantwortung freilich selbst. Der Löser ermöglichte ihr dies durch den Freikauf. Die Erlösung hatte also die Gestalt der Ermöglichung eines menschenwürdigen Lebens. Dies lässt sich auch auf die Taufe übertragen. Die Erlösung, die uns hier geschenkt wird, ist gleichsam die Befähigung zu einem neuen Leben auf dem Fundament der Zusage, dass es von Seiten Gottes kein endgültiges und absolutes Scheitern gibt, das zur Verwerfung führt.

Freilich wird die Schuld damit nicht kleingeredet. Im Gegenteil – mit Bedacht auf das Übermaß der göttlichen Liebe, die sich im Leben des Getauften gezeigt hat, erscheint sie noch abgründiger. Hier setzt der Begriff der Barmherzigkeit an. Angesichts

der Ausweglosigkeit menschlichen Fehlverhaltens ermöglicht es mir Gott immer wieder, neu zu beginnen und fruchtbar zu machen, was mir in der Taufe zuteil geworden ist. Das Sakrament der Versöhnung ist also eng mit der Taufe, der ersten und entscheidenden Zusage von Vergebung und neuem Leben verbunden. Ich darf in ehrlicher Gesinnung wieder und wieder unter mein weißes Taufgewand kriechen. Die Barmherzigkeit Gottes ermöglicht es mir, die Quelle meines christlichen Lebens neu zu erschließen und meiner Berufung zu folgen.

Worin aber besteht dieses Leben? Wird eine Kirche neu geweiht, salbt der Bischof die Wände und den Altar mit duftendem Chrysamöl. Dies geschieht auch bei der Taufe als Zeichen dafür, dass dieser Mensch ein Glied Christi geworden ist, der Priester, König und Prophet ist in Ewigkeit. Als Getaufter bin ich berufen, in Verbindung mit meinen Brüdern und Schwestern, die als Kirche den Leib Christi bilden, zu tun, was Christus getan hat:

- als Priester im Gebet für andere Menschen vor Gott eintreten,
- als König den Armen und Notleidenden beistehen,
- als Prophet stets darauf bedacht sein, das Wort Gottes und die Zeichen der Zeit zu verstehen und Zeugnis zu geben.

Als Getaufter habe ich Barmherzigkeit erfahren und bin nun auch in der Lage, diese zu verschenken. Ich gehöre zur Gemeinschaft der Heiligen, die gerufen ist, ein Heiligtum für diese Welt zu sein.

Der Glaube, von dem bisher die Rede war, hatte in erster Linie die Gestalt einer Bindung – des Vertrauens und Sichfestmachens in Gott. Gehen wir nun vom Taufbrunnen weiter zum Ambo.

Er macht deutlich, dass unser Glaube auch mit einer Botschaft verbunden ist. Folglich ist das Hören von entscheidender Bedeutung. So erzählt die Apostelgeschichte von Menschen, die Petrus zu Pfingsten hören und es trifft sie mitten ins Herz. Sie kehren um und lassen sich taufen (Apg 2,37-42). Paulus folgert daraus, dass der Glaube in der Botschaft gründet, also vom Hören kommt (Röm 10,17). Wenn Erwachsene getauft werden, ist der Ambo der erste Ort der Begegnung mit Gott, nämlich in seinem Wort. In unseren Breiten werden die meisten Menschen aber schon als Kinder getauft. Mein Geburtstag und mein Taufstag sind zum Beispiel keine drei Wochen voneinander entfernt. Daher bin ich dem Wort Gottes erst später in unterschiedlichen Formen begegnet: in der Bibelgeschichte vor dem Schlafengehen, im Religionsunterricht, in der Jungscharstunde, im Gottesdienst usw. Auf all das verweisen die geöffnete Heilige Schrift, die in vielen Kirchen im Eingangsbereich zu finden ist, und der Ambo als Ort der Verkündigung. Sie laden ein, immer wieder zu hören, das Wort zu meditieren und daraus zu leben.

Viele Ambone sind mit Sinnbildern der Auferstehung versehen: dem Pfau, dem Adler, der Darstellung des Ungeheuers, das den Propheten Jona verschlingt und wieder ausspeit etc. und erzählen so vom Herzstück des christlichen Glaubens. Dasselbe gilt für die oft wertvollen Bücher, aus denen das Wort Gottes verkündet wird. Doch das Wesentliche ist das gesprochene Wort. Christus ist gegenwärtig, wenn das Wort verkündet, betrachtet und gedeutet wird – also im Tun. Er ruft mir zu: Höre! Nimm und lies! Woher sollte sich mir sonst erschließen, dass Gott gnädig und barmherzig ist? Somit lädt der Ambo ein, meine Identität

als Glaubender fortlaufend auszuprägen und zu vertiefen. Dazu gehört auch die Feier des Glaubens. Die nächste Station ist also der Altar.

Der Altar ist der Tisch, an dem der Herr die Gläubigen versammelt und zu seinen Tischgenossen macht. Ein Ort, an dem die Gemeinschaft der Getauften sichtbar wird, aber auch gesalbt und in Dienst genommen für die Vergegenwärtigung der Hingabe Christi am Kreuz. Eine Stätte der Versöhnung, wo am Höhepunkt der Messe betend erinnert wird, dass ER gestorben ist, zur Vergebung der Sünden. Ein Ort des vertrauten Umgangs mit Gott und der Kristallisationspunkt aller Gebete, die sich von hier durch Christus zum Vater erheben. In den meisten Kirchen unseres Landes befinden sich der Altar und der Tabernakel auf einer Achse. Sie sind also aufeinander bezogen. Dieser Umstand kann noch einmal verdeutlichen, was die Kirche zu einem heiligen Ort macht. Die Eucharistie – der Leib Christi – wird im Tabernakel aufbewahrt, weil die Gemeinde – der Leib Christi – hier Eucharistie feiert. Weil wir, der Leib Christi, uns versammeln, wird im Tabernakel die Hostie, der Leib Christi, aufbewahrt und verehrt. Ohne die Gläubigen verliert die Stätte des Glaubens also mit der Zeit ihre Bedeutung. Andererseits ist der Altar aber auch eine Einladung, zu kommen und zu beten. Er erinnert daran, dass Gott es ist, der uns ruft, und nicht wir, die durch unsere Zusammenkunft Gott in unsere Mitte holen. In meiner Kindheit war es noch üblich, aus Respekt vor diesem besonderen Ort ein Kreuz zu machen, wenn man an einer Kirche vorübergegangen ist. Auf einer Reise durch Irland habe ich in einem Linienbus einen alten Mann beobachtet. Er hat sich bei jeder Kirche, an

der wir vorübergefahren sind, bekreuzigt, als wolle er sich immer wieder aufs Neue mit dem Altar und dem Tabernakel und so mit Christus verbinden.

Der Altar bringt die Dynamik des Geschehens zwischen Gott und uns Menschen zum Ausdruck – den Aufstieg der Herzen zum Herrn, aber auch sein Kommen in unsere Zeit. In dieser Zwiesprache verwirklicht sich die beidseitige Annahme. Sie lässt sich anhand von zwei zentralen Begriffen unseres Glaubens deutlich machen – des Opfers und der Gnade. Beide kommen im Gebet, durch das der Bischof den Altar weiht, zur Sprache. Sie bezeichnen im Wesentlichen denselben Vorgang, jedoch aus unterschiedlicher Perspektive.

Das recht verstandene Opfer bringt unsere Hingabe an Gott zum Ausdruck. Die Opfergabe repräsentiert in diesem Geschehen sozusagen den Opfernden. Dennoch ist mit dem Überbringen der Gabe, dem Opfern, der eigentliche Sinn der Handlung noch nicht zur Gänze erfasst. Der springende Punkt ist vielmehr die Annahme des Opfers durch Gott. Folgende Begebenheit wird in der Bibel erzählt, um dies zu erhellen. Jakob, der seinen Bruder Esau hintergangen hatte, wollte seine Tat durch ein großzügiges Geschenk wieder gutmachen und so die Gunst des Bruders gewinnen. Nach einer nächtlichen Gotteserfahrung ändert er jedoch sein Vorhaben. Er geht seinem Bruder entgegen und erweist ihm den Respekt, den er ihm schuldet. Dieser versöhnt sich mit ihm. Nun stellt sich die Frage, welchen Sinn das Geschenk noch haben kann. Eine erste Antwort lautet: Ein Geschenk – und das

gilt auch für das Opfer – kann nicht dazu dienen, sich die Gunst des Anderen zu erkaufen. Dennoch besteht Jakob auch nach erfolgter Versöhnung darauf, seinen Bruder zu beschenken. Dafür gibt er ihm gegenüber nun folgenden Grund an: „Wenn ich dein Wohlwollen gefunden habe, dann nimm das Geschenk aus meiner Hand an!“ (Gen 33,10). Damit ist der wahre Zweck der Gabe benannt: dass sie angenommen wird. Auf diese Weise drückt der Beschenkte aus, dass er auch den Geber angenommen hat. Das Wesentliche am Opfer ist also seine Annahme durch Gott. Es macht somit deutlich, was wir als die Grundlage unserer christlichen Existenz erkannt haben. Wenn ich meine Gabe, sei es eine Spende, ein Gebet oder ein erfülltes Gelübde, zum Altar bringe, geschieht dies also nicht, um Gott gnädig zu stimmen. Wieder und wieder erwarte ich, was von Beginn an gilt – dass ich von ihm angenommen werde.

Dieselbe Dynamik, die dem Opfer innewohnt, prägt auf der anderen Seite auch den Begriff der Gnade. Gott wendet sich mir zu und beschenkt mich – ohne Zweck und Hintergedanken. Das Wort Gnade bringt die freie und unverdiente Zuwendung Gottes an uns Menschen zum Ausdruck. Gott ist der Geber und die Gabe zugleich. Wie beim Opfer geht es auch bei der Gnade um die Annahme. Gott schenkt nicht etwas, sondern sich selbst. Wie beim Opfer ist das Ziel nicht das Geschenk an sich, sondern die Annahme desselben, in diesem Fall durch den Menschen, durch mich. In der Annahme der Gnade bringe ich zum Ausdruck, dass ich Gott angenommen habe, dass ER bei mir angekommen ist. Gott begibt sich in meine Hand, auch auf die Gefahr hin, dass die

Gnade nicht angenommen und damit auch Gott als der Geber abgelehnt wird. Sie birgt also das Wagnis der Verwerfung in sich, die aber – wie der Karfreitag zeigt – nie das letzte Wort hat.

Auf diesem Hintergrund kann also nun zusammenfassend gesagt werden, dass der Glaube ein lebenslanger und auf das Ganze unseres Lebens bezogener Dialog mit Gott ist. Daher wird auf dem Altar Sonntag für Sonntag, wenn nicht Tag für Tag, die Eucharistie gefeiert. Die Begriffe des Opfers und der Gnade helfen uns, den Inhalt dieser Zwiesprache zu verstehen: das Opfer aus der Perspektive des Menschen, der sich Gott zuwendet und darauf hoffen darf, von ihm angenommen zu werden. Es ist die Antwort auf die Gnade, durch die sich uns Gott als Erster zugewandt, uns aus der Selbstbezogenheit gerettet und fähig gemacht hat, nun auch selbst Antwort zu geben. Die Hingabe Christi am Kreuz beinhaltet auch die Ermächtigung, in der Nachfolge Christi zu leben und seinem Lebensmodell zu folgen, barmherzig zu sein wie der Vater (Lk 6,36). In diesem Sinne fordert der Apostel Paulus: „Nehmt einander an, wie auch Christus uns angenommen hat, zur Ehre Gottes“ (Röm 15,7).

Die Annahme des Menschen durch Gott, die am Altar gefeiert wird, drängt mich also, den Nächsten anzunehmen. Wenn ich meinen Mitmenschen annehme, erfahre ich aber zugleich, dass ich von Gott angenommen worden bin. Darum ist der Altar auch ein Ort der Sendung. So richten sich meine Schritte wieder zur Tür. Sie ist nicht nur Eingang, sondern auch Ausgang im Sinne des Eintretens in jenes Leben, das am Altar verwandelt wird.

Annahme schenkt Leben

Der Glaube an den Dreifaltigen Gott bedingt die Vorstellung, dass die Gemeinschaft, die Verbundenheit in Liebe, zum Wesen Gottes gehört. Darin gründet auch das Geheimnis seiner Barmherzigkeit, wie der Papst betont:



Aus dem Herzen der Dreifaltigkeit, aus dem tiefsten Inneren des göttlichen Geheimnisses entspringt und quillt ununterbrochen der große Strom der Barmherzigkeit. Diese Quelle kann niemals versiegen, seien es auch noch so viele, die zu ihr kommen. Wann immer jemand das Bedürfnis verspürt, kann er sich ihr nähern, denn die Barmherzigkeit Gottes ist ohne Ende.

*(Papst Franziskus,
Das Antlitz der Barmherzigkeit)*

Neben den vielen Kirchen und Kapellen, die unser Land prägen, gibt es auch Heiligtümer anderer Art. In ihnen wird die Verheißung Jesu, dass Blinde wieder sehen und Lahme gehen können, erfahrbar (Mt 11,5). Wir können zwar keine Wunder

wirken, indem wir die Menschen heilen, und doch geschehen in Behindertenwerkstätten, Heimen für elternlose Jugendliche usw. kleine Wunder. Menschen in Not können hier erleben, dass sie angenommen sind. Sie erfahren Wertschätzung, Anerkennung und Gemeinschaft. Dasselbe geschieht, wo kranke und alte Menschen den letzten Teil ihres Lebens in Würde verbringen können und die Last der Einsamkeit von ihnen genommen wird. Wir brauchen diese Orte der Barmherzigkeit. Sie erinnern uns Tag für Tag: Wer sich seiner Mitmenschen annimmt, ihnen Geborgenheit und Hoffnung schenkt und so aus ihrer Isolation befreit, errichtet Heiligtümer in einer scheinbar heillosen Welt. Die Barmherzigkeit, die er gibt, wird zur Quelle bleibender Freude. Wer jemanden annimmt, nimmt Christus auf.

Das folgende Beispiel führt uns nach Afrika. Dort sind die Auslandsmitarbeiter der Caritas täglich mit großer Not konfrontiert. Doch gibt es auch Orte, wo Menschen aufgenommen werden und Hoffnung schöpfen. Manche meinen, das wäre nicht viel, angesichts des übergroßen Elends. Der jüdische Talmud hält dem entgegen: Wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Welt.

Gelebte Barmherzigkeit lässt Heiligtümer erstehen

*Mag.^a Alexandra Blattinig, Caritas-Mitarbeiterin
im Bereich Auslandshilfe*

Am späten Nachmittag erreichen wir Kampala. Die Straßen sind verstopft, die meisten Nebenstraßen sind noch immer nicht asphaltiert. Straßenregeln gibt es eigentlich keine. Ich bin froh, als wir das Haus der Schwestern erreichen. Sr. Vedrana erkenne ich sofort wieder. Ich habe sie auf Fotos gesehen, sie ist seit vielen Jahren eine verlässliche Partnerin der Caritas Kärnten und hat mit Peter Quendler schon viele Projekte umgesetzt. Sie ge-



hört der Kongregation der Schwestern der göttlichen Liebe an, welche auch eine Klosterschule in St. Andrä im Lavanttal betreiben. So ist der Kontakt zwischen der Caritas und den Schwestern in Uganda vor vielen Jahren entstanden.

Neben Sr. Vedrana steht ein kleiner, schüchterner, aber entzückender Junge. Welche Überraschung, ich habe nicht mit so einem kleinen Kind in ihrem Haus gerechnet, da sie vor allem Jugendliche ausbildet. Sie erzählt uns die Geschichte von Martin ... Martin hat keine Eltern, sie sind beide an Aids gestorben, als er noch sehr klein war. Eine Tante hat sich seiner angenommen. Aber hier bedeutet es einfach, einen Esser mehr am Tisch zu haben. Ich kann nach einigen Tagen in Uganda ein wenig besser verstehen, welche Schwierigkeiten das mit sich bringt.

Liebe hat dieser kleine Junge noch nie erfahren. Eigentlich war er im Haus seiner Tante nicht gewollt. Sie kann ihre eigenen Kinder kaum ernähren. Wie viele andere in dieser Gegend, hat auch ihr Mann keine Arbeit. Er trinkt viel, schlägt sie und die Kinder, aber besonders Martin, er ist ja nicht einmal sein eigenes Kind. Martin hat verkrüppelte Füße, ich habe nicht herausgefunden warum. Ist es angeboren oder ist ihm das zugefügt worden, ich will nicht darüber nachdenken, sonst breche ich sofort in Tränen aus und das wäre das Letzte, was in dieser Situation helfen würde. Sr. Vedrana hat sich seiner angenommen, um endlich einen Arzt für ihn zu finden, der ihm helfen kann. Die ersten speziellen Schuhe haben keinen Erfolg gebracht. Ich bin keine

Orthopädin, aber die enorme Verformung der Füße kann meines Erachtens nur durch eine Operation behoben werden. Nun ist er also in Kampala und wartet darauf, dass sich ein Arzt erbarmt und die Operation kostenlos durchführt.

Martin ist fasziniert von meiner Kamera. Es gibt zwei kleine Katzen im Garten, die will er mir zeigen. Er ist schüchtern, schaut mich aber mit seinen großen Augen hoffnungsvoll an. Wir spielen mit den kleinen Katzen und schön langsam spricht er ein paar Worte englisch mit mir. Auch nach Monaten im Haus der Schwestern ist er es noch immer nicht gewohnt, dass ihm jemand liebevoll übers Haar streicht. Er ist fast gleich alt wie mein Sohn ...

Wie schon auf meiner Reise durch Albanien weiß ich einmal mehr, warum ich diese Arbeit mache – wegen Kindern wie Martin. Wir können nicht allen helfen, aber wir können versuchen, das Schicksal Einzelner zu verbessern, ihnen die Chance auf ein selbstbestimmtes Leben zu geben, das ist die Arbeit der Caritas. Das sehe ich auch als meine Aufgabe, den Menschen in unserem Land zu vermitteln, was es heißt, nicht im sicheren Österreich auf die Welt gekommen zu sein.

VII. Aufbruch in den Alltag



Auf dem Rückweg sieht alles anders aus

Michael Kapeller und Klaus Einspieler im Gespräch

KAPELLER: Im Heiligtum endet der Weg zur oder besser durch die Pforte der Barmherzigkeit. In die Erleichterung über das Erreichen des Zieles mischt sich bei mir jedoch eine gewisse Spannung. Denn die längste und für mich schwierigste Etappe steht noch aus: der Weg zurück in den Alltag. Nun gilt es, die neu gewonnenen Zugänge, Einstellungen und Haltungen in das Kleingeld der unterschiedlichen beruflichen und privaten Begegnungen umzumünzen. Dabei ist es für mich entlastend, dass wir diesen Weg gemeinsam zurücklegen und den Themen, die sich uns stellen, im Gespräch nachgehen. Diese Situation des Rückwegs erinnert mich an das Ende der Perikope von der Begegnung der beiden Emmausjünger mit dem Auferstandenen. Denn nachdem sie durch das Brechen des Brotes in ihrem Wegbegleiter den auferstandenen Christus erkannt hatten, blieben sie nicht in Emmaus, sondern in derselben Stunde kehrten sie nach Jerusalem zurück. Ich stelle mir vor, dass sie auf dem Rückweg nicht geschwiegen haben, sondern sich eingehend über dieses Geschehen und die Folgen, die es für ihr weiteres Leben haben könnte, unterhalten haben. Damit komme ich auch schon zu einer ersten Herausforderung auf diesem Weg zur Pforte der Barmherzigkeit in meinem Alltag. Durch die einzelnen Wegstücke zieht sich wie ein roter Faden die biblische Überzeugung: „Der Herr ist barmherzig und gnädig, langmütig und reich an

Güte“ (Ps 103,8). Dieses Gottesbild ist mir sehr nahe und hat mich von Kindesbeinen an geprägt. Zugleich aber begegnet uns Gott nicht nur als barmherziger Vater, sondern auch als gerechter Richter. Das kann ich gut nachvollziehen, wenn ich mir vor Augen führe, wie viele Menschen an Unrecht leiden und durch Gewalt zu Tode kommen. Für mich ist es wichtig, dass diese Verbrechen nicht einfach unter den Teppich gekehrt, sondern von Gott beachtet werden. Denn wäre das nicht der Fall, würde das dem Leid der Opfer nicht gerecht.

EINSPIELER: So ist das Wort vom gnädigen und barmherzigen Gott auch gemeint. Seine Urfassung im Buch Exodus, die in der Bibel immer wieder zitiert wird, setzt nämlich fort: „(Er) lässt aber nicht ungestraft, er verfolgt die Schuld der Väter an den Söhnen und Enkeln, an der dritten und vierten Generation“ (Ex 34,7). Zu gerne würde man diesen Satz verschweigen. Er zerstört auf den ersten Blick die Idylle von Gottes grenzenloser Barmherzigkeit, als wolle er eingestehen, mit dieser Botschaft doch ein wenig zu weit gegangen zu sein. Doch ist er ein Zitat aus den Zehn Geboten (Ex 20,5) und damit Urgestein biblischer Gottesrede. So müssen wir uns wohl an ihm abarbeiten. Wäre eine Barmherzigkeit, die nur mehr nachsieht, nicht zutiefst unbarmherzig? Zu den Opfern auf jeden Fall, aber auch zu den Tätern. Immer nur Nachsicht zu üben hieße doch, ihre Schuld und die Not, die aus ihr hervorgeht, nicht ernst zu nehmen und so die Chance auf Besserung zu verwehren. Gottes Gesetze wollen den Menschen zum Leben führen. Um des Menschen willen also kommen wir an ihnen und der Gerechtigkeit nicht vorbei.

Und weil wir bekanntlich am Modell lernen, wird die Schuld bis zur vierten Generation geahndet – im Sinne dessen, dass Gott „nachsieht“, wie ernst man es mit der Umkehr wirklich meint. Die Ahndung der Schuld – ich spreche nicht gerne von Strafe, weil in unserem Denken das Motiv der Vergeltung zu sehr im Vordergrund steht – ist jedoch auf ein menschliches Maß, eine Lebensspanne, begrenzt. Dem werden tausende Generationen gegenübergestellt, die aus der Güte Gottes leben. So sieht es daran anknüpfend auch der Psalm 30. Während der Zorn Gottes – auf das menschliche Leben übertragen – nur einen Augenblick dauert, währt seine Güte ein Leben lang (Ps 30,6). Aber der Zorn Gottes im Sinne seines aktiven Eintretens gegen das Unrecht ist da, wenngleich er nicht die erste Geige spielt. Es bleibt die Frage, wann sich Gott als gerecht und wann er sich als barmherzig erweist.

KAPELLER: Diese Frage beschäftigt auch heute viele Menschen, unter anderem, wenn es zur Diagnose einer schweren Krankheit kommt oder jemand unschuldig Opfer eines Verkehrsunfalls wird. Das Hadern über das erlittene Schicksal wird durch das Gefühl verschärft, Gott hätte dieses Unglück abwenden können. Bei der einsetzenden Ursachenforschung kann es dann zudem zur Beobachtung kommen, dass es Menschen gibt, die sich weder um den Glauben noch um den Nächsten kümmern und doch ständig auf der Butterseite des Lebens zu liegen kommen. Spätestens hier spitzt sich die Frage nochmals zu: Wann erweist sich Gott zumindest als gerecht und wann gar als barmherzig? Dieses Gefühl einer vermeintlichen Ungerechtigkeit ist jedoch

kein Phänomen unserer Tage. In vielen alttestamentlichen Texten werden das Unglück des Gerechten und das Glück des Frevlers lautstark kritisiert. Dieser Zustand wird als Verletzung einer gottgewollten Ordnung erlebt. Mit eindringlichen Worten wird Gott aufgefordert, doch wieder die Sache des Gerechten zu unterstützen und die Machwerke der Frevler zu vereiteln. Von diesem Wunsch nach Gerechtigkeit hebt sich die Bitte um Barmherzigkeit ab. Sie setzt dort ein, wo sich der Einzelne oder das ganze Volk bewusst wird, einen Weg eingeschlagen zu haben, der von Gottes Weisung wegführt. In Anbetracht von Krankheiten und Naturkatastrophen sind wir heute zu Recht sehr zurückhaltend, diese unmittelbar mit einem Abrücken von Gott in Verbindung zu bringen. Vielmehr lehrt mich die Bibel, dass das Wirken Gottes meine Vorstellungen und Erwartungen übersteigt. Hier ist mein Mut gefordert, mich Gottes Barmherzigkeit anzuvertrauen. Zugleich aber ist menschliches Tun nicht beliebig. Der Maßstab der Gerechtigkeit ist und bleibt für ein friedliches Zusammenleben zentral und damit auch die Notwendigkeit, mit diesbezüglichen Verfehlungen barmherzig umzugehen.

EINSPIELER: Dieses Zusammenleben scheint in der Regel auch zu funktionieren. Am Rande von Städten gibt es etwa kleine Felder, wo man seine Blumen selbst pflückt und den Betrag dann in eine Box wirft, ganz ohne Kontrolle. Offenbar sind so viele Menschen ehrlich, dass sich dieses Geschäftsmodell auszahlt. Es ist also nicht ganz naiv, an das Gute im Menschen zu glauben. Es lohnt sich scheinbar, in geordneten Verhältnissen Vertrauen und Barmherzigkeit zu säen, um am Ende Gerechtigkeit

zu ernten. Dennoch gibt es unter denselben Voraussetzungen auch Gewöhnungseffekte, das Rechte nicht zu tun. „Steuern zu sparen“ ist zum Beispiel bei uns kaum jemandem ein moralisches Problem, obwohl dadurch die Gesellschaft geschädigt wird. Die Bürger haben also nicht nur das Gute im Sinn. Man muss dem Menschen zwar das Gute unterstellen, ihn zugleich aber auch anhalten, es wirklich zu tun. Barmherzigkeit braucht also ein realistisches Augenmaß und hat mit Naivität nichts zu tun. Der Mensch ist versucht, zunächst an sich selbst zu denken oder den vermeintlich leichteren Weg zu gehen, auch um den Preis, dass es nicht recht ist. Theologisch gesprochen neigt er zur Sünde. Das ist der Knackpunkt an der Barmherzigkeit. Es bedarf ihrer, weil wir Sünder sind. Dies ist zugleich aber auch ihre Gefahr. Wenn sie nicht damit rechnet, auf Sünder zu treffen, die sie auch missbrauchen können und werden, wird sie naiv und verliert ihre Kraft. Auf jeden Fall bleibt sie ein Risiko. Wer auf das Gute vertraut, kann viel gewinnen. Die Erfahrung zeigt, dass Menschen Gutes in der Regel mit Gutem erwidern. Doch nicht immer. Jesus, die Person gewordene Barmherzigkeit Gottes, ist am Kreuz gestorben. Gott hat also für das Wagnis, barmherzig und nicht gerecht zu sein, einen hohen Preis bezahlt. Viele tun es auch heute. Der Einsatz für die gute Sache stößt zu oft auf Gegnerschaft. Man denke etwa an jene, die sich für Randgruppen einsetzen und angefeindet werden. Hier stellt sich die Frage: Gibt es auch Barmherzigkeit für die Verblendeten, für die Täter? Und wenn ja, unter welchen Voraussetzungen und in welcher Form?

KAPELLER: Bei dieser Frage kommt mir zuerst der Kehrvers eines neuen geistlichen Liedes von P. Raimund Kreidl in den Sinn. Dort heißt es: „Ich habe dich in meine Hand geschrieben, mein bist du. Ich werde niemals müde, dich zu lieben, mein bist du allezeit.“ Der Autor nimmt Anleihe beim Propheten Jesaja. Die Aussage ist eindeutig: Gott hat den Menschen in seine Hände eingezeichnet (Jes 49,16). Dadurch ist er ein Teil von ihm geworden. Was auch immer geschieht, Gott nimmt die bedingungslose Annahme des Menschen, die ihm im wahrsten Sinne des Wortes unter die Haut geht, nie mehr zurück. Damit ist der erste Teil dieser Frage beantwortet. Ja, es gibt auch Barmherzigkeit für die Täter. Sofort meldet sich jedoch die Gegenfrage: Bedeutet das nicht eine Missachtung des Unrechts, das den Opfern zugefügt wurde? Ich denke nicht. Denn diese Barmherzigkeit gibt es nicht im Sonderangebot. Die Bitte um Barmherzigkeit erfordert nicht nur die Bereitschaft, sich dem eigenen Dunkel zu stellen. Der Täter muss auch das zugefügte Leid aus den Augen des Opfers betrachten und nachempfinden. Damit nicht genug: Es gibt kein Recht auf Barmherzigkeit. Niemand kann vom Anderen Vergebung einfordern – selbst von Gott nicht. Diese Aussage steht jedoch nicht im Widerspruch zur bedingungslosen Annahme Gottes. Diese bleibt aufrecht. Gott empfindet Trauer und Schmerz über die Vergehen seines Volkes (Hos 11,7). Wenn der Täter um Barmherzigkeit bittet, setzt er sich auch bei Gott dem Risiko aus, dass er mit seiner Bitte um Vergebung so lange zurückgewiesen wird, bis er in die Spur der Gerechtigkeit zurückgekehrt ist. Hier erfährt die Barmherzigkeit durch das Gericht eine nötige Ergänzung. Denn erst wenn sich der Täter

neuerlich auf Gott ausgerichtet hat, kann er von ihm in Barmherzigkeit aufgerichtet werden. Besonders herausfordernd sind für mich solche Versöhnungsprozesse im zwischenmenschlichen Bereich.

EINSPIELER: So ist es. Den „Idealfall“, dass die Schuld nur auf einer Seite zu suchen ist, gibt es nämlich nicht immer. Man denke nur an die vielen gescheiterten Beziehungen. Dazu kommt noch der Umstand, dass viel Mut dazu gehört, seine Fehler einzugestehen und jemanden um Barmherzigkeit zu bitten. Bei Gott wissen wir immerhin, wie er reagieren wird, im zwischenmenschlichen Bereich ist das nicht so eindeutig. Zudem sieht Gott ins Herz. Das können wir nicht. Ob die Bitte um Barmherzigkeit ehrlich gemeint ist, lässt sich somit selten eindeutig beurteilen. Zuletzt bleibt auch noch die Frage, was zu tun ist, wenn die Täter stolz ihr Unrecht vor sich hertragen, beharrlich schweigen oder nicht mehr leben. Wie findet das Opfer dann seinen Frieden? Ich denke, es braucht auch in diesem Fall eine Art Konfrontation, in der die Schuld, die jemandem angetan wurde, klar benannt wird. Auch Gott macht das so. Die Propheten werden nicht müde, Israel und den Völkern ihre Schuld vor Augen zu führen. Sie darf offenbar nicht verschwiegen werden. Dazu gehören auch die Klage und Trauer über das Geschehene. Ohne Erinnerung also keine Versöhnung. Die Kultur des Erinnerns ist ein Akt der Barmherzigkeit. Im Idealfall lässt sich der Täter dadurch bewegen. Auf jeden Fall aber hilft es dem Opfer, die nötige Distanz zum Geschehenen zu gewinnen. Wir brauchen also Orte, die es den Opfern erlauben, zu reden, auch wenn wir

es nicht gerne hören. Wer ein feines Gespür für das zwischenmenschliche Gespräch hat, kann hier wertvolle Dienste leisten, indem er einfach zuhört. Zu oft aber wechseln wir in solchen Situationen rasch das Thema, ich schließe mich hier mit ein. Wir spüren – nun wird es unangenehm, vielleicht werden sogar Tränen fließen. Das Ohr ist eine Pforte der Barmherzigkeit, die wir immer bei uns tragen. Ich sehe die Forderung Jesu, barmherzig zu sein wie der Vater, also als Einladung, die Öffnungszeiten nicht allzu knapp zu bemessen. Übermaß ist ein Kennzeichen der Barmherzigkeit. Das gilt für alle Bereiche. Das Reich Gottes verträgt sich nicht mit Kleinkrämerei.

KAPELLER: Ich möchte gerne beim Stichwort Kleinkrämerei ansetzen, denn in dieser Sichtweise steckt für mich eine gewisse Gefahr. Wenn mir Notsituationen begegnen, möchte ich sofort aktiv werden und großzügig helfen. Dabei treibt mich die Redensart an: „Wer rasch hilft, hilft doppelt.“ Meist stoppe ich aber nochmals ab, nehme mir etwas Zeit und kläre meine Motive. Denn ich möchte im Sinne dessen aktiv werden, der meine Hilfe benötigt. Das kann dazu führen, dass ich eine Geldspende verweigere und die Person damit konfrontiere, sich bei der Sozialhilfe der Caritas umfassend helfen zu lassen. Wenn ich so handle, ernte ich jedoch meist nicht Dank, sondern Ärger und Aggression. Anderen helfen heißt aus meiner Sicht nicht, etwas zu tun, damit sich der Helfer gut fühlt, sondern den Notleidenden dabei zu unterstützen, dass es ihm dauerhaft besser geht. Dieser Zugang erfordert großen Respekt vor der Lebensgeschichte von Hilfesuchenden und die Bereitschaft, ihre Bedürf-

nisse ernst zu nehmen. Eigene Vorstellungen von einem guten und sinnerfüllten Leben führen dabei meist nicht weiter. Hilfe kann nur in dem Maße wirksam werden, in dem sie ein Hilfsbedürftiger auch annehmen kann. Dieses nötige Mitgefühl hat jedoch eine Grenze. Wer die Probleme des Anderen zu seinen eigenen Problemen macht, verliert den nötigen Abstand. Das kann bis zur Überforderung und Selbstaufgabe führen. Entlastend ist für mich dabei das Verhalten Jesu. So berichtet das Markusevangelium von einem Besuch Jesu in Kafarnaum (Mk 1,29-39). Nach Einbruch der Dunkelheit brachte man alle Kranken zu ihm und er heilte alle möglichen Leiden. Am nächsten Morgen zog sich Jesus jedoch an einen einsamen Ort zurück und ließ sich auch von Petrus nicht dazu überreden, seine Heilungstätigkeit in Kafarnaum fortzusetzen. Vielmehr wandte er sich den Menschen in den benachbarten Dörfern zu. Jesus macht deutlich: Wer anderen hilft, muss gut auf die eigenen Ressourcen achten. Und: Er muss sich klar darüber sein, was sein Auftrag ist, das heißt, wer ihm anvertraut ist und für wen er da sein darf.

EINSPIELER: Es gibt tatsächlich Menschen, die Gefahr laufen, sich im Helfen selbst aus dem Auge zu verlieren. Es gibt aber auch jene, die sich meisterhaft abgrenzen können und sich vom Los der Mitmenschen kaum noch bewegen lassen. Für sie hat die kirchliche Überlieferung als Gedächtnisstütze sieben Werke der Barmherzigkeit formuliert. Sie beziehen sich auf die Rede Jesu vom Weltgericht im Evangelium nach Matthäus (Mt 25,35-36). Das siebente – die Toten begraben – hat der Kirchenvater Lactantius auf dem Hintergrund des Buches Tobit hinzugefügt.

Später sind neben den leiblichen noch sieben geistige Werke der Barmherzigkeit benannt worden. Dies entspricht einem ganzheitlichen Menschenbild, das sowohl die leibliche als auch die geistige Gestalt der Not wahrnimmt. Die Zahl sieben weist auf das Umfassende hin. Man darf und soll die beiden Listen also ergänzen. Es gibt unendlich viele Gelegenheiten, barmherzig zu sein – gerade im engsten Umfeld! Für den Evangelisten Matthäus sind die Werke der Barmherzigkeit keine Fleißaufgabe für besonders Fromme. In den notleidenden Brüdern und Schwestern zeigt sich uns vielmehr Christus. Unsere Art, mit ihnen umzugehen, wird daher beim Weltgericht das Urteil über uns sprechen. Wir sind also wieder beim Thema der Gerechtigkeit angelangt, allerdings unter anderen Vorzeichen. Folgendes Beispiel kann dies verdeutlichen. Im jüdischen Viertel von Jerusalem steht eine Spendenbox. Darauf steht in Englisch „Charity for the poor“ (das heißt „Nächstenliebe bzw. eine milde Gabe für die Armen“), im Hebräischen aber „Gerechtigkeit für die Armen“. Die Werke der Barmherzigkeit sind im biblischen Denken also Ausdruck einer viel umfassender verstandenen Gerechtigkeit, als es in den europäischen Sprachen üblich ist. Ich würde auf diesem Hintergrund sagen, dass Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Spielarten der Liebe sind. Wer jemandem hilft, ist nicht nur barmherzig, sondern auch gerecht und erfüllt so das Gebot, den Nächsten zu lieben wie sich selbst. Der Glaube will gelebt werden. Nicht um der Gebote, sondern um der Menschen willen. Wo Menschen barmherzig sind, bricht Gottes Herrschaft an. Wir dürfen also mit unserer Hilfsbereitschaft durchaus ab und zu an die Grenze unserer Belastbarkeit gehen. Hingabe ist ein wesentlicher Bestandteil unseres Glaubens.

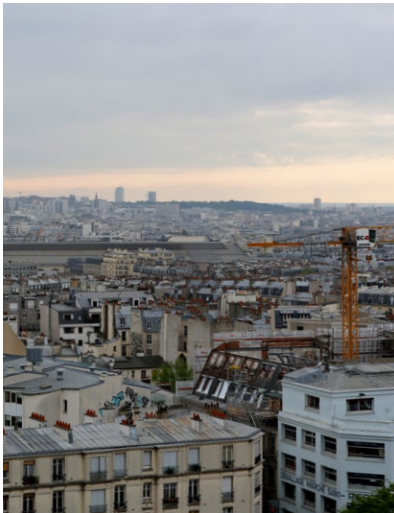
KAPELLER: Am Ende dieses Rückweges in den Alltag fühle ich mich ein wenig wie bei einer Bergwanderung. Je näher ich dem Ziel komme, desto mehr fällt die Müdigkeit ab. Es ist fast so, als würde ich vom Gipfelkreuz magnetisch angezogen. Für mich schließt sich in diesem Moment ein Kreis, und zugleich spüre ich die Kraft, einen neuen Bogen aufzuspannen. Die Erfahrungen der einzelnen Wegetappen sind dabei nicht Steine, die meinen Schritt schwer machen, sondern Proviant, der mich stärkt und beflügelt. In solchen Aufbruchszeiten begleitet mich schon länger ein Vers aus dem alttestamentlichen Buch Hosea: „Nehmt Neuland unter den Pflug! Es ist Zeit, den Herrn zu suchen; dann wird er kommen und euch mit Heil überschütten“ (Hos 10,12). Den Weg der Barmherzigkeit einzuschlagen bedeutet für mich, ausgetretene Pfade zu verlassen. Das ist riskant: Barmherziges Tun kann ausgenutzt oder zurückgewiesen werden. Dieser neue Weg führt aber nicht nur zum Nächsten, sondern eröffnet auch einen (neuen) Zugang zu Gott. Diesen Vorgang möchte ich in Anlehnung an ein Wort von Paul Michael Zulehner wie folgt auf den Punkt bringen: „Wer in Gott eintaucht, taucht bei den arm Gemachten wieder auf und wer bei den Armen eintaucht, taucht bei Gott auf.“ Dieses Wagnis, so der Prophet Hosea, wird belohnt: Gott kommt mir auf meiner Suche mit seiner Barmherzigkeit entgegen und er wird mich immer wieder aufrichten und mit Heil überschütten.

EINSPIELER: Ich blicke noch einmal zurück auf unsere intensiven Gespräche, die zu diesem Buch geführt haben. Für mich war der entscheidende Moment, als wir begonnen haben, den Glau-

ben als Annahme des Menschen durch Gott zu verstehen. Darin zeigt sich seine Barmherzigkeit. Wenn wir unsere Mitmenschen annehmen, werden wir ihr somit am meisten gerecht. Angenommen und aufgenommen zu sein ist wohl eine Ursehnsucht des Menschen. Das wird gerade in unserer Zeit deutlich, in der so viele Flüchtlinge vor unserer Türe stehen und auf ein besseres Leben hoffen. Wie schwer fällt es in diesem Zusammenhang, offen zu bleiben. Ich schließe mich selbst in diese Feststellung ein. Ich verstehe die Gegenwart als großen Prüfstein für die Echtheit meines Glaubens. Die Not so vieler macht es zunehmend schwerer, sein Leben unbekümmert zu genießen und sich dabei noch als guter Christ zu fühlen. Der Glaube ist kein Wellnessprogramm für gestresste Christen. Spätestens jetzt müsste dies auch in unseren Breiten deutlich geworden sein. Die Schönheit der Liturgie erschöpft sich nicht in kunstvoller Musik und vollendeter Ästhetik. Ohne die konkrete Anteilnahme am Los des Menschen wird sie zu einem großen Fragezeichen. Dass der Papst gerade in diesem Moment die Barmherzigkeit an die erste Stelle setzt, ist für mich ein prophetisches Zeichen. Ich hoffe, daran zu wachsen.

Wege der Barmherzigkeit finden

Barmherzigkeit ist kein Besitz, den wir ein für alle Mal erwerben. Wir bleiben zeit unseres Lebens Empfangende und Verschenkende. So ist die Pilgerfahrt zur Pforte der Barmherzigkeit ein Sinnbild für unser Leben. Die Begegnung mit Gott, der gnädig und barmherzig ist, gibt Kraft für den Weg zu mir selbst und den Menschen um mich herum. Papst Franziskus lädt ein, diese Symbolik bewusst wahrzunehmen und auf das eigene Leben zu übertragen:



Die Pilgerfahrt ist ein besonderes Zeichen (...), denn sie ist das Symbol für den Weg, den ein jeder Mensch in seinem Dasein zurückzulegen hat. Das Leben selbst ist eine Pilgerreise und der Mensch ist viator, ein Pilger auf der Straße nach dem ersehnten Ziel.

*(Papst Franziskus,
Das Antlitz der Barmherzigkeit)*

Barmherzig zu sein kann auch bedeuten, jemandem zu ermöglichen, neu zu beginnen. Dies nimmt mitunter viel Zeit und Geduld in Anspruch. Am Anfang steht die Zusage, die den Weg in

ein Mehr an Leben und Sinn ermöglicht. Dieser ist oft steinig und führt nicht selten durch dichtes Gestrüpp, das im Leben vieler Menschen wuchert und ihnen die Perspektive verstellt. Dem Notleidenden Barmherzigkeit zu erweisen, heißt in solchen Situationen, mit ihm gangbare Wege zurück in den Alltag zu finden. Dies erfordert große Umsicht und das Zutrauen, dass jeder ein Bild des Lebens in Fülle in sich trägt, von dem auch Jesus gesprochen hat. So werden die kleinen und größeren Ziele, die wir erreichen, zu einer Beglaubigung der Zusage, dass unsere Suche nach Barmherzigkeit einst endgültig ankommen wird und nicht im weglosen Dunkel endet. Ein waches Ohr und ein langer Atem sind gefragt, wenn Suchende und Verzweifelte an unsere Tür klopfen. Dazu die Kunst, nicht alles besser zu wissen, im rechten Augenblick zu sprechen, vor allem aber zu schweigen und vorerst auszuhalten, was nicht zu ändern ist.

Die Lebensberatung der Caritas hilft Menschen, sich neu auszurichten, wenn ihre eigene Kraft dazu nicht reicht. Der Weg ist oft lang und mühsam. Umso wichtiger sind die Momente des Gelingens, des Gefühls, verstanden und angenommen zu sein. Sie geben Kraft, die nächsten Schritte zu wagen.

Gelebte Barmherzigkeit richtet auf und stärkt den Selbstwert

Irmengard Kapeller-Salcher,

Dipl. Ehe-, Familien- und Lebensberaterin bei der Caritas

Es ist ein sonniger Frühlingstag im April. Ich sitze im Beratungszimmer der Caritas. Mein Blick wandert über die Termine des heutigen Nachmittags. Neben vertrauten Namen findet sich im Kalender mit Frau F. auch ein neuer Name. Frau F. wurde durch eine Ärztin auf die Caritas-Lebensberatung aufmerksam. Vom Abklärungsgespräch weiß ich nur, dass sie gerade wieder einmal ihre Arbeit verloren hat und an einer depressiven Verstimmung leidet. Ich trete in den Warteraum und sehe eine junge Frau,



die in sich versunken dasitzt. Ihr Blick geht ins Leere. Ich weise ihr die Tür zum Beratungszimmer. Dort bricht es dann aus ihr heraus: „Ich habe schon wieder meine Arbeit verloren – meinen Traumjob – Friseurin. Irgendwann konnte ich den Kontakt mit Menschen nicht mehr aushalten. Ich wollte nur noch alleine sein. Selbst von meinen Freundinnen habe ich mich zurückgezogen. Am liebsten bin ich den ganzen Tag in meiner Wohnung. Sogar das Einkaufen bereitet mir Mühe. Der einzige Mensch, den ich noch in meiner Nähe haben möchte, ist mein Partner. Er ist ehrlich zu mir und behandelt mich gut. Wenn aber die Spannungen unerträglich werden, dann bleibt nur noch ein Ausweg: Ich spüle meinen ganzen Kummer einfach mit Alkohol hinunter. Aber dadurch distanziert sich mein Partner immer mehr von mir. Ich habe Angst, dass ich auch ihn noch verliere.“

In den weiteren Beratungsstunden erzählt Frau F. von ihren Erinnerungen an die Kindheit. Von der Mutter und deren Worten, die sich tief in ihr eingebrannt haben: „Du hast mein Leben kaputt gemacht. Du bist schuld, dass ich mein Leben nicht so leben kann, wie ich will. Wenn ich das Geld gehabt hätte, es würde dich nicht geben.“ Sie spricht vom Stiefvater, bei dem sie neben seinen leiblichen Kindern nur geduldet war, der zugeschlagen hat, wenn sie etwas für sich einforderte. Frau F. kommt gerne zur Beratung, denn hier kann sie einfach einmal so sein, wie sie ist. Ohne den Druck, etwas erfüllen zu müssen. Endlich gibt es jemanden, von dem sie sich angenommen fühlt. Sie entwickelt sich, lernt sich und ihre Grenzen zu spüren und achtet darauf, dass ihre Grenzen eingehalten werden. Es beginnt, ihr

besser zu gehen und sie kann wieder Verantwortung für sich übernehmen. Es belastet sie zunehmend weniger, mit anderen Menschen in Kontakt zu sein. Auch der Alkohol verliert an Bedeutung in ihrem Leben. Im Moment arbeitet Frau F. wieder und mit ihrem Partner geht sie ihrer Sehnsucht nach Familie nach ...

Als Beraterin ist es für mich ein Geschenk, dabei sein zu dürfen, wenn Menschen sich aus einer Krise wieder aufrichten. Dabei möchte ich ihnen die Aufmerksamkeit geben, die sie in ihrem bisherigen Leben vielleicht noch nie bekommen haben.

Mittlerweile ist es Herbst geworden. Frau F. kommt nun nur noch einmal im Monat zur Beratung. In den letzten Monaten hat sie sich auch äußerlich verändert. Jetzt steht mir eine Frau gegenüber, die weiß, was sie will, in sich ruht und Zufriedenheit ausstrahlt. „Das verdanke ich auch der Beratung“, sagt Frau F. zuversichtlich, „und wenn ein neues Problem auftaucht, dann weiß ich, wo ich mich melden kann“, fügt sie noch an und verlässt den Beratungsraum.



Katholische Kirche Kärnten
KATOLIŠKA CERKEV KOROŠKA

Caritas
&Du